

Evangelische Akademie Villigst
AFK Jahrestagung, 07.-09. April 2011
Panel „Auswirkungen der Auslandseinsätze der Bundeswehr“
Chair: Prof. Dr. Tanja Brühl
Papergiver: Dinah Schardt

Auf schmalen Grat mit Leib und Seele.

Ethikrisen und Krisenethiken im Umgang mit Tod und Verwundung am Beispiel des Afghanistaneinsatzes der Bundeswehr

1 Tod und Verwundung im Einsatz als Problem militärischer Ethik

Dass militärische Einsätze nicht einfach nur Krisen bewältigen, sondern selbst Krisen hervorrufen, ist im Grunde genommen nichts Neues. Neu aber ist, dass die militärische Krise als *ethische Krise* aufscheint. Aufkeimende Debatten um eine neue *Politikbedürftigkeit* des Militärischen (beispielhaft hierzu: Naumann 2008) jenseits von akuten Personaldebakeln, Sparmaßnahmen und Wehrreformen machen deutlich, dass es weniger an Aktivismus als vor allem an einem mangelt: einer angemessenen Ethik. Virulent wird dieser Aspekt angesichts eines öffentlichen Meinungstrends, wonach die Bundeswehr an eine so genannte „Einsatzrealität“ nicht angepasst erscheint und an ihrem eigenen Auftrag *out of area* – vor allem in Nord-Afghanistan – zu scheitern droht. Angetrieben wird der allmähliche Abwärtstrend der öffentlichen Zustimmung¹ vor allem durch die Berichte über einsatzbedingte Fälle von Tod und Verwundung. 2010, so die traurige Bilanz der SZ, sind so viele Zivilisten und NATO-Soldaten wie nie zuvor seit 2001 in Afghanistan gestorben.² Tote und körperlich

¹ Annahmen zur öffentlichen Meinung gelten als entscheidendes Argument für De- wie auch Legitimierung der Einsätze, bringen allerdings je nach Fragestellung und Auswertung sehr unterschiedliche Ergebnisse hervor: Das bundeswehreigene Sozialwissenschaftliche Institut konstatiert noch im Februar 2010, das Vertrauen in die Bundeswehr sei unverändert hoch. Nur noch 50% der Bevölkerung im Vergleich zu 64% im Vorjahr stimmten 2009 dem Afghanistaneinsatz zu. Die anderen Einsätze der Bundeswehr würden jedoch mehrheitlich unterstützt (Balkan, Anti-Piraterie vor der Küste Somalias). Vgl. zur Auswertung der TNS Daten: Bundeswehr: Umfrage zur Bundeswehr. Grundvertrauen schafft Zustimmung. Abruflbar unter http://www.bundeswehr.de/portal/a/bwde/de/streitkraefte?yw_contentURL=/C1256EF4002AED30/W282RD7C953INF/ODE/content.jsp. Letztes Abrufdatum: 12.12.2010. Geht es dagegen um die aktuelle Rückzugfrage aus dem Einsatz in Afghanistan, so meint beispielsweise Statista 2011 (mittels Infratest Dimap Daten), 70 % aller 1000 Befragten befürworteten einen Rückzug. Vgl. hierzu Statista: Meinung zum Verbleib der Bundeswehr in Afghanistan. Abruflbar unter <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/156094/umfrage/meinung---verbleib-der-bundeswehr-in-afghanistan-%28parteianhaenger%29/>. Letztes Abrufdatum: 06.03.2011. Womöglich ließe sich auch von einem *Auf- und Abwärtstrend* je nach akuten Todesereignissen sprechen, folgt man den zentralen Ergebnissen einer umfassenden Bevölkerungsumfrage 2008 des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr war, wonach die Bevölkerung verhältnismäßig wenig über die Bundeswehr und ihre Einsätze Bescheid wisse und sich demnach stark in ihrer Meinung an jeweiligen Medienskandalen orientiere. Vgl. zur Dominanz der Medienbilder in der öffentlichen Wahrnehmung im Kurzbericht Bulmahn 2008: 16f.

² Im Zuge des Skandals um die Fotos von US-Soldaten mit toten Afghanen, siehe SZ vom 22. März: Nato in Afghanistan: Verstörende Fotos überschatten Afghanistanübernahme. Abruflbar unter:

wie seelisch Verwundete bilden als akute Einzelschicksale, aber auch in aggregierter Zahl³ den entscheidenden Motor für Diskussionen um die Sinnhaftigkeit des Einsatzes, strategische Fehlentscheidungen und -einschätzungen, die künftige Fortsetzung unter Veränderung von Einsatzstrategie bzw. -stärke oder einen schrittweise erfolgenden bis sofortigen völligen Abzug.⁴ Soldatische Opfer bei Anschlägen, Tötungen von „Zivilisten“ in Kampfhandlungen, körperlich Verwundete, aber auch die offizielle Anzahl und insbesondere die vermutete Dunkelziffer der an einer Posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS) erkrankten Heimkehrer versinnbildlichen als *unintendierte* – nicht etwa eingeplante und erst recht nicht leichtfertig in Kauf genommene! – Nebenfolge die ‚ungeschönte‘ soldatische Einsatzwirklichkeit und bringen Debatten um die Legitimation von Tod und neuerdings auch Töten ins Rollen.⁵ Zudem rütteln sie einmal mehr an den ethischen Grundfesten der Bundeswehr, indem sie Skepsis bezüglich Gestaltkraft und Aktualität der *Inneren Führung* als ‚Taktgeber‘ der Bundeswehr und ihr Konzept der *Menschenführung*⁶ hervorrufen (Vgl. Dörfler-Diercken 2005). Fraglich erscheint seit längerem schon, ob das politische Konzept der Inneren Führung noch angemessen auf die Einsatzwirklichkeit Bezug nehmen und sich ihr anpassen (*Krise der Inneren Führung*) kann und inwiefern sich das Selbstbild der Soldaten entscheidend an die neue Einsatzsituation anpassen muss (*Krise des Soldatenethos*). Schließlich leiten sich aus Tod und Verwundungsfällen auch Krisen für die Einsatzpraxis ab: Wie wird im militärischen Alltag angemessen mit dieser Tatsache und solchen Vorfällen im Konkreten umgegangen (*Krise des Einsatzes*)? Wie können Risiken der Einsatzunfähigkeit und des Auftretens von PTBS verhindert oder zumindest angemessen bearbeitet werden (*Krise des Soldaten*)?

<http://www.sueddeutsche.de/politik/afghanen-uebernehmen-kommando-verstoerende-fotos-ueberschatten-nato-erfolg-1.1075866>. Letztes Abrufdatum 31.03.2011.

³ Konkretisierung erfahren die Fälle in authentischen Erzählungen aus Sicht der Angehörigen und Kameraden in Fernsehberichten, aber auch in Todes-, Verletzten- und PTBS-Statistiken und im Ehrenmal (siehe auch 3.2), Laut Angaben der Bundeswehr vom Oktober 2010 starben von den seit 1992 in Auslandseinsätze entsandten Bundeswehrangehörigen insgesamt 91. 157 wurden durch Fremdeinwirkung verwundet, Vgl. Bundeswehr: Bei Auslandseinsätzen verstorbene und verwundete Soldaten. Abrufbar unter Bundeswehr: abrufbar unter http://www.bundeswehr.de/portal/a/bwde/streitkraefte/grundlagen?yw_contentURL=/C1256EF4002AED30/W27Q3DTU941INFODE/content.jsp. Letztes Abrufdatum: 06.11.2010. Am 18.02.2011 wurden drei weitere Soldaten von einem Afghanen in Uniform erschossen, Vgl. Tagesschau vom 18.02.2011: Drei Bundeswehrsoldaten getötet. Abrufbar unter <http://www.tagesschau.de/ausland/afghanistan2296.html>. Letztes Abrufdatum 01.03.2011. Da fast alle durch Fremdeinwirkung Gefallenen und bis auf einen Verwundeten der KFOR im Kosovo alle 156 Soldaten in Afghanistan verwundet worden sind, beschränken sich die Debatten um Tod und Verwundung eigentlich nur auf den Einsatz in Afghanistan. Dies bildet auch den Grund für die Konzentration auf den Fall Afghanistan in vorliegenden Text.

⁴ Ab Mitte 2011 soll allmählich die Führung an die afghanische Armee und Polizei übergeben werden. Die Probleme vor Ort sind nach wie vor sichtbar, die Taliban nicht zurückgedrängt, das Land zerrüttet und chaotisch.

⁵ Im Gespräch mit Ludger Honnefelder, in: Deutschlandfunk vom 18.04.2010: Die Frage vom gerechten Krieg. Abrufbar unter <http://www.dradio.de/dlf/sendungen/kulturheute/1166045/>. Letztes Abrufdatum: 02.12.2010. Vgl. auch beispielsweise der damalige Titel des Spiegels 49/2009: Die Bundeswehr, Afghanistan und der Krieg im 21. Jahrhundert, SZ vom 13.06.2007: Zekri, Sonja: Wofür sie sterben, wofür sie töten. Noch viele heikle Fragen, S.2.

⁶ Durch die Innere Führung wurde der Bereich II der *Menschenführung* eingerichtet, um militärischen Vorgesetzten ethische Grundsätze im Umgang mit dem Menschen zu vermitteln. Diese sollen nicht nur an die Soldaten in der Ausbildung zum Auslandseinsatz weitergegeben, sondern zugleich beim Führen im Einsatz selbst Anwendung finden, vgl. auch Bundesministerium der Verteidigung (BMVg), Führungsstab der Streitkräfte I 4 (Fü S I 4) (2008): Zentrale Dienstvorschrift (ZDv) 10/1: Innere Führung. Selbstverständnis und Führungskultur der Bundeswehr, S. 18ff. Siehe auch Punkt 4.

Der vorliegende Text widmet sich dem politischen und militärpraktischen Umgang mit Tod und Verwundung vor dem Hintergrund einer veränderten militärischen Einsatzlage der Bundeswehr. Anhand von ausgewähltem Datenmaterial⁷ lässt sich zeigen, wie die veränderte Einsatzlage eine neue Begründung(sproblematik) in politischen Diskursen und militärischen Praxen aufwirft. Statt der – aufgrund einiger akuter Skandale mit der Bundeswehr gedanklich eng verknüpften – Vertuschung, Verleugnung oder Verharmlosung zu unterliegen⁸, erweisen sich Tod und Verwundung nicht nur als Problem, sondern auch in Form des Problems als Lösung für politischen Legitimationsprobleme.

2 Aus gutem Grund: Annahmen zu einer militärsoziologischen Ethikforschung über den Soldatentod

Einer der Umstände, die originär mit (Sinn-)Krisen in Verbindung gebracht werden und dabei weniger verdrängt denn erstaunlich „geschwätzig“ (Nassehi 2003: 290) erscheinen, ist der *Tod* bzw. die *gewisse* Aussicht auf ein *ungewisses* Wann und Wie des Sterbens. Im Zuge der Herausbildung einer modernen ausdifferenzierten Gesellschaft wird von einem Wandlungsprozess des Todes von einem sozialen, kollektiven Schicksalsphänomen hin zu einem individuellen gesprochen, über das der Tod als Unerfahrbares erfahrbar und über Kontinuität des Individuums mit der Diskontinuität der Welt versöhnlich scheint. Der Tod – nach Simmel ‚Einheitsgenerator‘ und ‚Sinnspender‘ der differenzierten Welt (Vgl. Nassehi 1999: 88, 93) – bildet die radikalste Verkörperung der modernen Gesellschaftskrise, zum anderen aber auch als Ermöglicher einer individuellen Ganzheitlichkeit ihre radikalste Lösung. Was passiert allerdings, wenn der Tod nicht nur als privatisierte *Sterbensangelegenheit* auf der Bildfläche auftaucht, sondern als „außergewöhnlicher“, einsatzbedingter Tod auf ein politisches, ein öffentliches Motiv verweist? Während die Zurechnung auf eine je individuelle Sinngebung des Todes und dem persönlichen Umgang mit dem Sterben das Fehlen des kollektiven Taktgebers und die Ausdifferenzierung in verschiedene Formen des Todes kompensiert (Vgl. Nassehi 2003: 298f; Saake 2008b), werden gewaltbedingte Todesopfer im deutschen Militäreinsatz – einst als ‚normale‘ Kriegsfolge durch Vaterlandsliebe nationalstaatlich begründet und in Kauf genommen – im Zuge neuer Auslandseinsätze seit den 90er Jahren für höchst unplausibel erachtet. Auch die Kriegsversehrtheit gilt als nichtakzeptierte *unintendierte* Nebenfolge, als Unfall, Missge-

⁷ Die für das folgende Paper verwendeten qualitativen Daten wurden 2007 und 2008 im Rahmen der Diplomarbeit mit dem Titel „Auf schmalen Grat mit Leib und Seele. Konstitutionen des soldatischen Subjekts. Zum ethischen Umgang mit Tod und Verwundung im Auslandseinsatz der Bundeswehr“ am Lehrstuhl Prof. Nassehi der Ludwig-Maximilians-Universität München ausgewertet. Die Daten umfassen Pressemitteilungen (auch neueren Datums), militärsoziologische Literatur, qualitative leitfadengestützte Experteninterviews und Ausbildungsmaterialien der Bundeswehr zum Umgang mit Tod und Verwundung im Einsatz.

⁸ Zwar liegt der Verdacht im Bezug auf die Bundeswehr momentan nur allzu nahe, bedenkt man die aktuellen Skandale um die (u.a. tödlichen) Vorfälle auf dem Lehrschulschiff Gorch Fock, unerlaubt geöffnete Feldpost von Soldaten aus Baghlan und die Unklarheiten im Bezug auf einen soldatischen Schießunfall in Afghanistan. Gerade hier lässt sich eine grundlegende Imagekrise einer ‚unzivil‘ agierenden Bundeswehr ausmachen, über die jedoch im selben Moment ein akutes Krisenmanagement (Verteidigungsminister, Verteidigungsausschuss, Wehrbeauftragter) demonstrativ Herr zu werden weiß und den politischen und vor allem *zivilen* Charakter der Bundeswehr angesichts des gut funktionierenden Primats des Politischen stärkt. Über die Formierung von Krisenethiken im Bezug auf Tod und Verwundung im Einsatz.

schick, Schaden, Scheitern. Höchst fraglich erscheint nun, wie ein Einsatz überhaupt als richtig oder gut gelten kann, wenn er dauerhaft Tote und auch Verwundete, nicht nur in den Feindesreihen, sondern auch den zivilen und insbesondere den eigenen Reihen, zur Folge hat. Über den Problembe- stand von Todes- und Verwundungsfällen öffnet sich ein Feld, in dem sich die Suche nach Gründen für das Geschehene (und künftig zu Erwartende) äußerst schwierig zu gestalten scheint und sich nicht einfach über den Verweis auf die (deutsche) Nation beheben lässt.

„Früher fiel der Soldat für Gott, Führer, Volk oder Vaterland. Jetzt wird dieses höhere Gut, das dem Soldatentod Sinn verleihen soll, mit dem emotional und in der christlich-abendländischen Tradition hoch besetzten Begriff ‚Frieden‘ angegeben.“ (Dörfler-Diercken 2010: 148).

Während eine humanitäre Mission wie die der ISAF in Afghanistan, an der auch die deutsche Bundeswehr offiziell seit 2003 beteiligt ist, heute mit Konfliktprävention, Wiederaufbau, Schutz von Leben, ja schließlich auch der Schaffung von Frieden verbunden ist, so gilt Gewalt, Tod und Leid dagegen als Ausdruck ihres Scheiterns. Deren Evidenz (v.a. in Afghanistan) verweist symbolhaft auf den faktischen Zustand eines *Krieges*, der das Scheitern des Einsatzes versinnbildlicht, nicht stolz zur Schau getragen, sondern *eingestanden* wird: „Was wir am Karfreitag in Kundus erleben mussten, das bezeichnen die meisten verständlicherweise als Krieg – ich auch.“⁹ Mit der Versteti- gung von Toten und Verwundeten muss nicht nur ethisch sensitiv ausgehandelt werden, *wofür* der Soldat stirbt (und tötet), sondern auch, *wie* konkret mit dem Tod umgegangen wird, wenn er erst einmal eingetreten ist. Anhand von Beobachtungen politischer und militärischer Diskurse um den Umgang mit Tod und Verwundung im Einsatz soll gezeigt werden, dass ein *guter* Umgang mit Krisen überhaupt im jeweiligen *Umgang* mit diesen Krisen besteht – ohne konkrete Angaben darüber, worin dieser Umgang besteht. Tod und Verwundung bilden Generatoren einer ethisierten Rede rund um die Belange der Bundeswehr, indem in einer Art *Krisen-Ethik* unwiderruflich auf die Krisenhaf- tigkeit im Scheitern an der Einsatzwirklichkeit verwiesen wird. Die Krise der Ethik *ist* damit schon die Lösung für den problematischen Umgang mit der Krise des Sterbens beim Militär.

3 Die Krisenbedürftigkeit des Politischen: Ethik Krisen und Krisenethiken im zivil-militärischen Diskurs

Anhand des politischen Diskurses um ethische Fragen zu Tod und Verwundung lässt sich ein Wan- del von Ethik Krisen hin zu einer Krisenethik verzeichnen. Die vorliegende Argumentation geht zu- nächst davon aus, dass die Sicherstellung zivil-militärische Beziehungen vor dem Hintergrund einer Kluft zwischen kriegsmüder Gesellschaft und Militär für die Etablierung der Bundeswehr als politi- sche Institution in den 50er Jahren konstitutiv ist und seine ethische Entsprechung als Ethik *gegen die (militärische) Krise* im versöhnlichen Ideal des ‚Staatsbürgers in Uniform‘ findet. Mit dem (Werte-)Wandel des ‚zivilen‘ Publikums seit den 70er Jahren, der sich auch im zivilisierten Solda- ten niederschlägt (Dörfler-Diercken 2008), gerät die ethische Selbstplausibilisierung der Politik vor

⁹ So Guttenbergs Bekenntnis bei einer Trauerfeier für drei Fallschirmjäger, die bei einem Sprengstoffanschlag im April 2010 ums Leben kamen, vgl. Tagesschau, 09.04.2010: Deutschland nimmt Abschied von gefallenen Soldaten. Abrufbar unter <http://www.tagesschau.de/inland/trauerfeier122.html>. Letztes Abrufdatum: 06.11.2010. Zur Kriegsrhetorik siehe schon Dörfler-Diercken 2010, zur so genannten „Krieg oder Konflikt“-Debatte auch Punkt 3.2.

dem Hintergrund neuer Kriege selbst jedoch *in die Krise* (3.1). Zivilgesellschaft und Militär scheinen nicht etwa nicht vereinbar, sondern ihre Differenzen verwischen, während militärische Ethik der (riskanten) Einsatzwirklichkeit diametral gegenübersteht. Die Lösung besteht darin, dass politische Legitimation über eine Art *Krisenethik* erfolgt (3.2). Tod und Verwundung werden weder verdrängt noch mit konkreten Gründen ausgestattet, sondern treten nur noch in Form der sichtbaren, zurechenbaren und semantischen Krise auf.

3.1 *Ethik in der Krise – Ethik als (Theorie-Praxis-)Problem*

Mit dem Wegfall des Ost-West-Konflikts durch das Ende des Kalten Krieges kommt es in Deutschland zu einer sicherheitspolitischen Wende, die nicht wie anfangs erhofft in einer ‚war-less‘ (Moskos 1990) bzw. ‚post-military society‘ (Shaw 1991) mündet. Anstelle einer vermuteten kontinuierlichen ‚De-Militarisierung‘ (Bredow/Kümmel 1999: 13) sind es die so genannten ‚neuen‘, kleinen bzw. asymmetrischen Kriege¹⁰, die die Fortsetzung und Instandhaltung der Bundeswehr ‚alternativlos‘¹¹ erscheinen lassen. Mit einem Transformationsschub von einer ‚Armee für den Frieden‘ in eine ‚Armee im Einsatz‘ in den beginnenden 90er Jahren, gefolgt von den Verteidigungspolitischen Richtlinien (2003) und dem Weißbuch (2006) lässt sich fast schon von einer ‚Renaissance des Militärischen‘ sprechen (Vgl. Kernic 2001: 145). Als *Sicherheitsexporteur* reagiert die deutsche Politik auf neue außenpolitische Ereignisse, zum anderen auf den gleichzeitigen allmählichen Verlust an staatlicher Sicherungskompetenz und den konstatierten ‚Niedergang der Massenarmee‘ (Bredow/Kümmel 1999: 15). Der sicherheitspolitische Wandel wird dazu genutzt, sich trotz erbittertem innenpolitischen Streit vom überholten Image der alleinigen Landes- und Bündnisverteidigung zu trennen, Frieden und Menschenrechte als schützens- und erstrebenswerte Universalien zu reklamierbaren militärischen Zielen zu erheben und das Aufgabenspektrum um die Beteiligung an Einsätzen im Rahmen eines kollektiven Sicherheitssystems wie UNO, NATO oder EU und schließlich *out of area* zu erweitern.¹² Gleichzeitig steht die Bundeswehr einer aus den vergleichsweise ‚friedlich‘ erscheinenden Zeiten des Kalten Krieges hervorgehenden, stets als *postheroisch* bezeichneten Gesellschaft gegenüber.¹³ Das Label ‚postheroische Gesellschaft‘ vermittelt, dass man es

¹⁰ Zwar scheint die Ära des großflächigen zwischenstaatlichen Krieges beendet, doch entstehen neue Hybridformen des Krieges (Kaldor 2000; Münkler 2002, 2004), die als small wars, dirty wars, spill-over Krisen (Vgl. von Bredow/Kümmel 1999: 10) in Erscheinung treten. Charakteristisch für ‚neue‘ Kriege sind Münkler zufolge deren zunehmende Entstaatlichung, Verstetigung, Dislozierung, Medialisierung und Asymmetrisierung.

¹¹ Schneiderhan, Wolfgang (2006): Vortrag zum Thema ‚Die Bundeswehr im Transformationsprozess‘ beim Berliner Forum Zukunft der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik (DGAP) in Berlin. Abrufbar unter www.bundeswehr.de. Letztes Abrufdatum: 20.09.2008.

¹² Per Bundesverfassungsgericht vom 12. Juni 1994 wird nach einem erbitterten Streit um die Beteiligung der Deutschen am Bosnienkrieg der Weg für Auslandseinsätze *out of area* erstmals frei. Vorausgesetzt wird allerdings, dass es sich um keinen deutschen Alleingang der Bundeswehr handelt, vgl. Gareis 2005: 2, Gill 2002: 56. Es erfolgt eine Hinwendung zu militärischen Friedensoperationen, den Aufbau von staatlichen und zivilgesellschaftlichen Strukturen über *Military Operations Other Than War (MOOTW)* (Bredow/Kümmel 1999: 17; Gareis/Klein 2006a: 15), aber auch – seit den Anschlägen des 11. September 2001 – die deutsche Teilnahme an der Terrorismusbekämpfung.

¹³ Luttwak machte bereits in den 1990er Jahren eine ‚postheroische‘ Form militärischer Kriegsführung aus. In den vergangenen Jahren hat hierzulande insbesondere Herfried Münkler den Topos des Postheroischen aufgegriffen und spricht von einer ‚postheroischen Gesellschaft‘ (Münkler 2006). Verbunden damit ist, dass westliche moderne Gesellschaften durch verschiedene soziokulturelle Prozesse sich als ‚casualty shy‘, so die amerikanische militärsoziologische Begriff-

mit einer Gesellschaft zu tun hat, die nicht (mehr) bereit ist, kriegerische Opfer in Kauf zu nehmen. Der Wegfall einer militärischen Gesamtbedrohung und eines ideologischen Feindbildes einerseits sowie die Pluralisierung und Individualisierung von Werthaltungen (Vgl. Inglehart 1977; Dörfler-Diercken 2008) andererseits haben den kriegerischen Einsatz von Individuen fragwürdig werden lassen. Mit dem veränderten Aufgabenspektrum der Bundeswehr und einer wiederaufkeimenden Debatte um Wehrpflicht oder Berufsarmee (Vgl. Schmidt-Ahmad 2005; Werkner 2004; Szircsev Tresch 2005) wird die Frage nach einem neuen Berufsverständnis des Soldaten virulent: Im Zuge der humanitär begründeten ebenso wie in friedens erzwingenden Einsätze und mit der vermehrten Übernahme ziviler Aufgaben von einem *miles protector*¹⁴ als Helfer, Friedensstifter, Konfliktmediator und Diplomaten, „bewaffneten Sozialarbeiter“, Entwicklungshelfer und ‚Polizisten‘ (von Bredow/Kümmel 1999: 17f)¹⁵

Diskutiert wird, ob die Innere Führung als „innerer Kompass“¹⁶ und „Markenzeichen der Bundeswehr“¹⁷ noch in der Lage ist, mit ihrem Zivilgesellschaft und Militär versöhnenden Konzept des ‚Staatsbürgers in Uniform‘ eine ethische Verankerung für die Soldaten zu bilden.¹⁸ Radikalere Stimmen befürworten zur Sinnvermittlung des komplexen und mit kämpferischen Elementen verbundenen soldatischen Auftrages eine Rückbesinnung auf die gesellschaftliche Besonderheit eines *sui-generis*-Berufsethos, der sich als eine Art „Leib-und-Seele“-Berufung (Vgl. Royl 2005: 9) nicht etwa zivilgesellschaftlichen Prämissen anpassen, sondern als professionalisierter ‚archaischer Kämpfer‘ im ‚High-Tech-Krieg‘ diesen explizit entgegenstehen soll.¹⁹ Zumindest scheint für die

lichkeit, bezeichnen lassen, also die militärische Auseinandersetzung scheuen und (über-)empfindlich darauf reagieren, dass die eigenen Soldaten möglicherweise in Zinksärgen nach Hause zurückkehren könnten, Vgl. hierzu auch: Kümmel/Leonhard 2004, 2005; Kümmel 2009.

¹⁴ Der Begriff *miles protector*, der den Vermittler, Helfer und Retter im Rahmen der Kriseninterventionen charakterisiert, ist den Worten Gustav Dänikers entlehnt, Däniker 1992: 143-152, vgl. auch dazu Siegenthaler 2002.

¹⁵ Lediglich verwiesen werden kann hier auf die zusätzliche Erweiterung des Einsatzspielraumes zur ‚Bundeswehr im Inneren‘ und die damit verbundene Übernahme ‚polizeilicher‘ Aufgaben zum „Schutz der Bevölkerung, der lebenswichtigen Infrastruktur und vor den Folgen von Großschadensereignissen einschließlich terroristischer Anschläge“ (Weißbuch 2006: 98).

¹⁶ Siehe Bundesministerium der Verteidigung (BMVg), Führungsstab der Streitkräfte I 4 (Fü S I 4) (2008): Zentrale Dienstvorschrift (ZDv) 10/1: Innere Führung, Selbstverständnis und Führungskultur der Bundeswehr, S. 5.

¹⁷ Jung, Franz Josef (17.01.2008): Innere Führung: noch nie war sie so wertvoll wie heute. Rede des Bundesministers der Verteidigung Franz Josef Jung zur Neufassung der ZDv 10/1 Innere Führung am 10. Januar 2008, Abrufbar unter www.bmvg.de. Letztes Abrufdatum: 30.09.2008

¹⁸ Besonders innerhalb der regierungspolitischen Reihen beruft man sich auf die Zeitlosigkeit und Anpassungsfähigkeit des bisherigen Leitbildes, sogar durch seine universell geltenden Grundwerte Frieden, Freiheit, Gerechtigkeit, Gleichheit, Solidarität und Demokratie nicht an Aktualität einbüße, sondern vielmehr sogar in solch krisenhaften Zeiten an Bedeutung gewinne und sogar „unverzichtbar“ sei. Vgl. Franz Josef Jung (25.01.2006): Den Wandel der Bundeswehr gemeinsam erfolgreich gestalten, Rede des Bundesministers der Verteidigung Franz Josef Jung an der Führungsakademie der Bundeswehr am 25. Januar 2006 in Hamburg. Abrufbar unter www.bundeswehr.de. Letztes Abrufdatum: 20.09.2008. Bedenken bezüglich der problematischen Verbindung von Individuum und klassischem Kämpfer, die das Konzept des „Staatsbürgers in Uniform“ nicht aufgreifen könne (Wiesendahl 2007a, Bald 2000, Hamann 2000), oder auch nach einer verstärkt multinationalen Ausrichtung (Gareis 2005) werden vor allem durch die Militärsoziologie vorgebracht.

¹⁹ Vgl. Hans Otto Budde (ehem. Heeresinspektor der Bundeswehr) in: Welt Online vom 27.02.2004: Wolfgang Winkel: Bundeswehr braucht archaische Kämpfer, Hans-Otto Budde soll das Heer als Inspekteur in die Zukunft führen - Porträt eines Weggefährten. Abrufbar unter <http://www.welt.de/print->

meisten klar: Der „Staatsbürger in Uniform“ als „Soldat für den Frieden“²⁰ scheint nach mehr als 40 Jahren nationalstaatlichem Verteidigungsauftrag im Nicht-Einsatz von der Realität eines individualisierten ‚postheroischen‘ Soldaten eingeholt. Angesichts des Miterlebens von Tod und Verwundung von Zivilisten und eigener Kameraden oder des gesteigerten eigenen Todesrisikos müsse man mit der Nicht-Erfüllung seines Auftrages durch physische und psychische Belastungen und ernsthafte Sinnkrisen rechnen – ein Aspekt, der sich schließlich direkt im speziellen Ausbildungsabschnitt „Tod und Verwundung“ der Inneren Führung in Vorbereitung auf den Einsatz niederschlägt (siehe Punkt 4).

Out of area – out of mind: gesellschaftliche Indifferenz statt Postheroismus

Als hinderlich für den reibungslosen Einsatz wird aus Sicht der Verteidigungspolitik verstanden, dass der Soldat seinem Ethos nach nicht nur einer zivilen Gesellschaft entspringe, sondern immer auch auf die Resonanz durch ein ihm gegenüberstehendes ziviles Publikum angewiesen sei, die jedoch weitgehend ausbleibe. Statt vermehrter zivilgesellschaftlicher Kritik eines gut informierten politischen Publikums an den Auslandseinsätzen wird allerdings eher ein *Mangel* an öffentlichen Debatten über die neuen tödlichen Risiken der Bundeswehrsoldaten konstatiert, der einem allenfalls ‚freundlichen Desinteresse‘ der politischen Öffentlichkeit geschuldet sei.²¹ Immer wieder taucht dieser Aspekt vor allem dann als ‚nicht zu vernachlässigender‘ Grund auf, gerade wenn es um das eigentlich tod- und verwundungsbedingte Sinken der Einsatzmotivation in der Truppe durch den fehlenden Rückhalt aus der Bevölkerung geht. Das redundante Beklagen der öffentlichen Indifferenz und Uninformiertheit in der politischen Entscheidungsträgerschaft und vor allem auch in militärischen Kreisen macht zugleich darauf aufmerksam, wie das Problem militärischer Ethik praktisch angegangen wird: über die Kommunikation der Krise. Mit der diskursiven Problematisierung eines ‚verzivilisierten‘ Soldaten und einer Öffentlichkeit, die sich für militärische Belange nicht wirklich interessiert (Vgl. Bulmahn et al. 2009: 41f), werden die Differenzen zwischen Zivilem und Militärischem – Heimat und Einsatz, Job und Privatleben – sichtbar gemacht. Der Aspekt der Versöhnbar-

[wams/article107173/Bundeswehr_braucht_archaische_Kaempfer.html](http://www.wams/article107173/Bundeswehr_braucht_archaische_Kaempfer.html). Letztes Abrufdatum: 06.02.2009. Buddes radikale Worte verweisen zugleich auf die immer wieder aufkeimende Wehrpflichtdebatte.

²⁰ Der „Soldat für den Frieden“ ist dem Werk von Wolf Graf von Baudissin entlehnt, welches die „Neugestaltung für eine zeitgemäße Bundeswehr“ durch die Innere Führung beschreibt (Baudissin 1969).

²¹ „(Un)freundliches Desinteresse“ in der Bevölkerung wird von Politikvertretern (unterschiedlicher Parteien) immer wieder bekundet und bemängelt: Horst Köhler (damaliger amtierender Bundespräsident), Vgl. Spiegel Online vom 27.11.2009: Köhler fordert mehr Aufklärung über Auslandseinsätze. Abrufbar unter <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/0,1518,593131,00.html>. Letztes Abrufdatum 01.03.2011, ebenso Ulrich Kirsch (heute: Vorsitzender des Bundeswehrverbands), Vgl. NZZ Online vom 29. August 2008: Freundliches Desinteresse an Afghanistan. Abrufbar unter http://www.nzz.ch/nachrichten/hintergrund/wissenschaft/bundeswehr_nachwuchs_1.818888.html. Letztes Abrufdatum 01.03.2011, Reinhold Robbe (ehemaliger Wehrbeauftragter des deutschen Bundestages), Vgl. Interview Spiegel Online 24.06.2009: Für die Soldaten ist es Krieg. Abrufbar unter <http://www.spiegel.de/politik/ausland/0,1518,632315,00.html>. Letztes Abrufdatum 01.03.2011, Franz Josef Jung (ehemaliger Verteidigungsminister) in einer Rede an der Führungsakademie der Bundeswehr am 25. Januar 2006 in Hamburg, Vgl. Franz Josef Jung (25.01.2006): Den Wandel der Bundeswehr gemeinsam erfolgreich gestalten. Abrufbar unter www.bundeswehr.de. Letztes Abrufdatum: 20.09.2008.

keit beider Pole durch den „Staatsbürger in Uniform“ erscheint als fernes Desiderat am Horizont – „die Bevölkerung unterstützt die Soldaten im Einsatz, der Soldat kämpft für das Volk“.

3.2 *Krisen-Ethiken – die Krise als (performative) Lösung*

Die Krise militärischer Ethik vor dem Hintergrund einer veränderten Einsatzwirklichkeit führt zu veränderten ethischen Selbstplausibilisierungen der Politik. In diesem Abschnitt soll anhand von einzelnen Diskursbeispielen veranschaulicht werden, wie über unterschiedliche Formen einer *Krisenethik* konkret auf das Fehlen einer symmetrischen Betroffenheit aller vom Soldatentod bzw. eines kollektiven Motivs reagiert wird. Der Umgang mit Tod und Verwundung erfolgt in Form der Kommunikation seiner Krisenhaftigkeit. Anhand von Presseberichten über politische Debatten aus den Jahren 2008 bis 2011 lässt sich exemplarisch zeigen, wie die Krise von Tod und Verwundung nicht nur als Problem auftaucht, sondern genau als *Problem* zur Lösung der veränderten Plausibilisierung des Militärs dient: über ihre Sichtbarmachung als solche, über die Einführung von Krisen-*semantiken* sowie über symbolpolitische Zurechnungen politischer Krisen.

Für Frieden, Recht und Freiheit²²: Sichtbare Krisen am Beispiel des Ehrenmals der Bundeswehr

„Staat und Gesellschaft haben eine Verpflichtung, alle die in Ausübung ihres Dienstes für die Bundeswehr ihr Leben verloren haben, zu ehren. Dies geschieht mit diesem Ehrenmal.“²³

Seit den frühen 50ern hatten die unübersehbaren Differenzen zwischen Militär und seiner Umwelt – der Zivilgesellschaft – bisher auf die Notwendigkeit permanenter Integration verwiesen, der mit Inklusionsbestrebungen begegnet werden konnte. Heute kreist die politische Sorge vornehmlich darum, die Einsätze und besonders die damit verbundenen Gefahren könnten ohne großen Reibungseffekt eine höchst marginale Stellung in der öffentlichen Diskussion um Außenpolitik einnehmen. Die daraus resultierende *Krise der gesellschaftlichen Repräsentation* besteht im Verlustgehen des militärischen Auftrags, für das Ganze zu stehen und gemeinsame Werte zu kämpfen. Statt das Gedenken an die Toten oder feierliche Gelöbnisse als Bundeswehrinterna zu verstehen, wird auf traditionelle Formen soldatischer Gedenkkultur und Ehrenzeichen (z.B. auch das Ehrenkreuz) zurückgegriffen, um den gefährlichen Soldateneinsatz zum Politikum erheben und als solches einem zivilen Publikum in seiner Vehemenz vor Augen zu führen. Als Paradebeispiel für diese Art neuerer Re-Politisierungsbestrebungen des Militärischen der letzten Jahre lässt sich wohl das Berliner Ehrenmal der Bundeswehr nennen. Das geplante zentrale Ehrenmal für verstorbene Bun-

²² So der letztere Teil der Inschrift des Ehrenmals im Bendler Block nach dem Konzept des Architekten Andreas Meck, vgl. auch Tagesspiegel Online vom 06.07.2007: Bundeswehr-Ehrenmal: Jung gerät mit Bendlerblock ins Hintertreffen. Abrufbar unter <http://www.tagesspiegel.de/politik/deutschland/Bundeswehr:art122.2334488>. Letztes Abrufdatum: 15.08.2008.

²³ Franz-Josef Jung anlässlich der Grundsteinlegung, in: Tagesspiegel Online vom 27.11.2008: Grundstein für Bundeswehr-Ehrenmal gelegt. Abrufbar unter <http://www.tagesspiegel.de/politik/deutschland/Bundeswehr-Ehrenmal:art122.2671312>. Letztes Abrufdatum: 10.12.2008. Die bewusst als ‚Ehrenmal‘ konzipierte Stätte war anfangs nur für diejenigen Soldaten gedacht, welche bei friedenserhaltenden Missionen im Ausland durch Fremdeinwirkung ihr Leben verloren. Im Zuge der öffentlichen Debatte erfolgte der Entschluss durch Jung, die Würdigung der Verstorbenen auf alle bei Auslandseinsätzen Verstorbenen zu erweitern. Inzwischen gilt das Ehrenmal allen im Dienst der Bundeswehr seit 1956 verstorbenen Soldaten und Zivilangehörigen.

deswehrsoldaten auf dem Gelände des Bendlerblocks in Berlin Mitte führte 2007 zu einer hitzigen parteipolitischen, jedoch öffentlich nur marginal aufscheinenden Diskussion.²⁴ Bisher hatten die Ehrenmäler der einzelnen Teilstreitkräfte in Laboe, Fürstenfeldbruck und Ehrenbreitstein hauptsächlich in Form von Erinnerungsstätten „von Soldaten für Soldaten“ an die Gefallenen des Ersten und Zweiten Weltkrieges erinnert, aber weitgehend vom gesellschaftlichen Geschehen ausgeklammert. Daher wurde das schon 2005 durch Verteidigungsminister Franz-Josef Jung geplante Ehrenmal aus den unterschiedlichen parteipolitischen Reihen des Bundestages als „längst überfälliger“ symbolischer Akt der Würdigung begrüßt, jedoch unter erheblichem Vorbehalt.²⁵

„Wichtig ist, dass wir uns bewusst machen, dass dieses Ehrenmal *uns alle* angeht und nicht nur ein Anliegen der Bundeswehr und ihrer Soldaten ist. Deshalb ist es notwendig, dass das Ehrenmal die Belange der Bundeswehr und die Bedeutung und Risiken ihrer Einsätze ins öffentliche Bewusstsein rückt. Unsere im Einsatz ums Leben gekommenen Soldaten und ihre Angehörigen haben eine solche Würdigung verdient.“²⁶

Allen Diskutanten gemeinsam (mit Ausnahme der Linken) war die Hoffnung, dass die Existenz einer Gedenkstätte, gleich welcher Form, Bezeichnung und Lage, ein probates Mittel zur bewussten, aber auch durchaus kritischen Auseinandersetzung der Zivilbevölkerung mit den bisher zu beklagenden Toten der Bundeswehr darstelle, indem es evident werden lasse, dass künftig im Rahmen der Auslandseinsätze mit weiteren Toten oder seelisch wie körperlich Verwundeten ‚in den eigenen Reihen‘ zu rechnen sei.²⁷ Ob ein geschichtssensibles Ausbalancieren zwischen Ehren- und Mahnmal dauerhaft einen neuen politischen Symbolakt und -ort der Gedenkkultur der strategischen Umorientierung der Bundeswehr, die konsequenterweise auch tote deutsche Soldaten zur Folge haben kann, letztlich Rechnung tragen könne, wurde von verschiedenen Seiten bezweifelt.²⁸ Ein kritischer

²⁴ Tagesspiegel Online vom 27.11.2008: Grundstein für Bundeswehr-Ehrenmal gelegt. Abrufbar unter <http://www.tagesspiegel.de/politik/deutschland/Bundeswehr-Ehrenmal;art122,2671312>. Letztes Abrufdatum: 10.12.2008.

²⁵ Erwartungsgemäß wurden Bedenken aus den Reihen der SPD, Linken und Grünen geäußert, ob das Denkmal tatsächlich auch als „Ehrenmal“ tituiert werden müsse, verweise es doch namentlich auf eine „falsch verstandene Erinnerungskultur“ (Jochimsen, die Linke) einer nationalistisch gefärbten Beweihräucherung des „Heldentodes“ (Nachtwei, die Grünen), wie sie noch aus Zeiten der Weimarer Republik bekannt sei, und könne leicht als „Kriegerdenkmal“ (Thießen, SPD) diskreditiert werden, Vgl. Spiegel Online vom 05.02.2007: Rüge bringt Ehrenmal im Reichstag ins Spiel. Abrufbar unter <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/0,1518,464388,00.html>. Letztes Abrufdatum: 15.08.2008, Tagesspiegel Online vom 06.07.2007: Bundeswehr-Ehrenmal: Jung gerät mit Bendlerblock ins Hintertreffen. Abrufbar unter <http://www.tagesspiegel.de/politik/deutschland/Bundeswehr;art122,2334488>. Letztes Abrufdatum: 15.08.2008. In der Debatte um das von Jung im Alleingang initiierte Ehrenmal wurde ein Antrag auf Projektstopp durch die FDP-Fraktion gestellt, da das Militär als „Parlamentsarmee“ nur über einen zentraleren Ort – den Reichstag – und den Einbezug der deutschen Bürger in die Entscheidungsfindung wieder in den öffentlichen Raum zurückgeholt werden könne, Vgl. DIP vom 12.06.2007: Dokumentations- und Informationszentrum für parlamentarische Vorgänge: Antrag der FDP: Planungen für Bundeswehr-Ehrenmal am Bendlerblock aussetzen – Würdigung der Toten in unmittelbarer Reichstagsnähe. Abrufbar unter <http://dip.bundestag.de/btd/16/055/1605593.pdf>. Letztes Abrufdatum: 15.08.2008.

²⁶ Siebert, Bernd (CDU) (Hervorh. durch Verfasser). In: Ders. (2007): Der Bendlerblock ist der richtige Ort für das Ehrenmal, Bericht vom 13. Juni 2007. Abrufbar unter <http://www.siebert-bernd.de/bericht/2007/13-06-2007-1.pdf>. Letztes Abrufdatum: 15. August 2008.

²⁷ SZ, 24.09.2007: Bisky, Jens: Schimmerndes Verzagen, Kulturwissenschaftler kritisieren das Ehrenmal der Bundeswehr, S. 11.

²⁸ So der zusammenfassende Bericht zur Konferenz der Evangelischen Akademie Loccum in Zusammenarbeit mit dem Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge, Landesverband Niedersachsen und der Hessischen Stiftung für Friedens- und Konfliktforschung im Juni 2008 in Loccum zum „Soldatentod in heutigen Kriegen – Herausforderungen für politi-

Diskurs über die Zukunft der Bundeswehr bleibe Klaus Naumann zufolge (Hamburger Institut für Sozialforschung) trotz Ehrenmal nach wie vor aus, der die Fortexistenz von besonders gefährlichen Einsätzen wie dem in Afghanistan sowohl vor der deutschen Bevölkerung als auch nach innen vor den Soldaten gerechtfertigt werden könne. Zurück bliebe das Gefühl der Soldaten, für lediglich ‚halbe Sachen‘ das Leben zu riskieren.

„Heroisiert wird das Soldatentum durch das Ehrenmal keineswegs, ist es doch im Kampf Gefallenen ebenso gewidmet wie Unfallopfern. Aber der neuen Situation, dass deutsche Soldaten am Hindukusch und andernorts stehen, wird es nicht gerecht. Dabei können Soldaten, so Naumann, durchaus die Erfahrung machen, ‚mit der ganzen Person für halbe Sachen zu bürgen‘.“²⁹

Verurteilt wird schließlich auch (beispielsweise durch Münkler) die Kompromisshaftigkeit und Inkonsequenz der Regierungspolitik, über das Ehrenmal als ‚semantischer Normalisierungstaktik‘ die deutsche Öffentlichkeit an die tödliche „Einsatzrealität“ zu gewöhnen und damit eine allmählich steigende Delegitimierung der Einsätze vermeiden zu wollen, andererseits im Rückgriff auf antiquarische und ‚sakrifizielle‘ Ehrerbietungen dem Vorwurf einer Kompromittierung der Toten als leidliche „Dienstunfälle“ zu entgehen.³⁰ Wenn auch mit umgekehrtem Vorzeichen, so wird mit Münklers Kritik am bewussten Ausklammern der Krise deutlich, dass mit dem Ehrenmal im Allgemeinen wohl die Erwartung verbunden ist, Toten und Verwundeten nicht nur über ihre Sichtbarmachung und damit Vergegenwärtigung von Vergangenen gerecht zu werden, sondern auch anhand ihrer Sichtbarkeit permanente Krisenhaftigkeit der politischen Entscheidung zum Einsatz – eben als Mahnmal – zu vermitteln. Dass also permanent eine Tabuisierung bzw. Nicht-Thematisierung des Soldatentodes vermieden werden soll, bildet die eigentliche gemeinsame Basis des Diskurses.

„S' ist leider Krieg“³¹: *semantische Krisen am Beispiel der „Krieg-oder-Konflikt“-Debatte*

Die ursprünglich von militärischer Seite propagierte öffentliche Bewusstwerdung über die tödlichen Einsatzrisiken qua semantischer „Krieg-oder-Konflikt“-Debatte über die Verwendung des bösen K(riegs)-Wortes in Verbindung mit dem ISAF-Einsatz in Afghanistan und Nutzung von „Gefallenen-Rhetoriken“³² lässt sich als Versuch einer Re-Differenzierung und -Politisierung von Zivilge-

sche Normenbildung und Erinnerungskultur“ (Woitschach 2008). In den zum Teil sich widersprechenden Diskussionsbeiträgen der Beteiligten bestand der Minimalkonsens zumindest in einem Bedauern einer fehlenden Debatte.

²⁹ SZ vom 24.09.2007: Bisky, Jens: Schimmerndes Verzagen, Kulturwissenschaftler kritisieren das Ehrenmal der Bundeswehr, S. 11.

³⁰ Spiegel 44/2008: Herfried Münkler: Der asymmetrische Krieg. Das Dilemma der postheroischen Gesellschaft, Essay, S. 176f.

³¹ Der Ausspruch ist dem Kriegslied von Matthias Claudius von 1778 entnommen, siehe Projekt Gutenberg.de: Matthias Claudius: Kriegslied. 1778. Abrufbar unter <http://gutenberg.spiegel.de/archiv/claudius/gedichte/kriegsli.xml>. Letztes Abrufdatum: 06.03.2011. Angesichts der Disziplinarverfahren und rechtlichen Klagen in Sachen Kunduzaffäre wie auch der inzwischen üblich gewordenen Leidbekundungen Merkels oder Guttenbergs bei Trauerfeiern um gefallene Soldaten erscheinen auch die Worte passend, mit denen die erste Strophe endet: „Und ich begehre, nicht schuld daran zu sein.“

³² Zum „bösen K-Wort“, Vgl. Spiegel 37/2008: Konstantin von Hammerstein/Susanne Koelbl/Alexander Szandar/Sami Yousafzai: K wie Krieg, S. 114-120, zur Gefallenenrhetorik: Tagesspiegel Online vom 05.09.2008: Lehming, Malte: Für Deutschland gefallen? Wenn Soldaten sterben: Was die Trauersprache über das Verhältnis zur Armee sagt. Abrufbar unter <http://www.tagesspiegel.de/meinung/kommentare/Bundeswehr:art141,2607025>. Letztes Abrufdatum: 12.10.2008.

sellschaft und Militär verstehen. Politischen Hintergrund für derartige ‚Radikal‘maßnahmen bildet das immer wieder erwähnte wohlwollende ‚Desinteresse‘³³ einer politischen Öffentlichkeit, deren delegitimierende Kraft sich allenfalls in Statistiken um einen zunehmenden Trend von Einsatzgegnern und kurzen medialen Skandalisierungen niederschlägt, jedoch keine dauerhafte Breitenwirkung erzielt oder gar Proteste hervorruft.³⁴ Seit 2008 lässt sich fast schon eine semantische Wende in der Debatte verzeichnen: Mit einer steigenden Anzahl an Toten und Verwundeten sind inzwischen nicht mehr allein Einsatzskeptiker (parteipolitisch vor allem die Linke) und Angehörige des Militärs im Bezug auf den laufenden Einsatz der Bundeswehr in Afghanistan darin einig, dass kein Konflikt, sondern ein Krieg in Afghanistan herrscht. Die Semantiken *Krieg*, *Veteran* oder auch *Gefallener* demonstrieren politische Salonfähigkeit und finden selbst in den Reden und Statements Angela Merkels Verwendung: „Wir müssen den Tatsachen ins Auge sehen. Viele nennen den Einsatz in Afghanistan Krieg. Und ich verstehe das gut.“³⁵ Einig ist man sich in der Hinsicht, keine Bemühungen zur Legitimation der Auslandseinsätze der Bundeswehr mehr in Gang setzen zu wollen, ohne immer wieder die unangenehmen Einsatzproblematiken mittels klarer Semantik angesprochen zu haben. Als Negativfolie für enttäuschendes Fehlverhalten gilt hier die eklatante Unfähigkeit Franz-Josef Jungs, auszusprechen, was – schließlich durch seinen Nachfolger Guttenberg – ausgesprochen werden ‚musste‘:

„Auch wenn es nicht jedem gefällt, so kann man sich, angesichts dessen was sich in Afghanistan, in Teilen Afghanistans, abspielt, durchaus umgangssprachlich – ich betone umgangssprachlich – in Afghanistan von Krieg reden.“ (Guttenberg)³⁶

An Guttenbergs, aber durchaus auch an Merkels Worten und den zu späten Kriegs-Geständnissen Jungs zeigt sich, dass Kriegsemantiken nicht einfach unterhinterfragt Verwendung finden, sondern ihr Einzug als schwierige und symbolträchtige Krisenbegriffe in den alltäglichen politischen Sprachgebrauch immer wieder als politisches Eingeständnis mitreflektiert werden müssen, gerade dann, wenn über neue Fälle von Tod und Verwundung geredet werden muss. Über Krieg zu reden, Soldaten als Gefallene zu bezeichnen oder dies zumindest – wie Merkel – nachvollziehen zu kön-

³³ Gespräch mit Michael Stürmer in: Deutschlandfunk vom 23.08.2010: Die Bundeswehr erfreut sich ja eines wohlwollenden Desinteresses. Abrufbar unter <http://www.dradio.de/dlf/sendungen/kulturheute/1194092/>. Letztes Abrufdatum: 02.12.2010.

³⁴ So das Plädoyer des damaligen Bundesvorsitzenden des Deutschen Bundeswehrverbandes Bernhard Gertz, man könne, wenn schon nicht zu Unterstützung, so zumindest zu einem kritischen Bewusstsein einer repolitisierten Öffentlichkeit für die Gefahren des Einsatzes anregen, wenn man – den Finger in der offenen Wunde der postheroischen Gesellschaft – „Krieg“ und „Gefallene“ beim Namen nenne. Was Gertz erstmals im Januar 2008 ‚im Namen der Soldaten‘ einforderte, ließ anlässlich weiterer tödlicher Anschläge im Oktober 2009 Diskussionen entfachen, die zum ersten Mal wieder ernsthaft um die definitorische Frage nach „Krieg oder Konflikt?“ in Afghanistan kreisten, Vgl. Truppen.info vom 22.1.2008: Klare Führung, klare Sprache. Soldatengewerkschaft fordert Generalstab und bessere Ausrüstung, Interview mit dem Bundesvorsitzenden des Deutschen Bundeswehrverbandes Bernhard Gertz. Abrufbar unter <http://www.truppen.info/truppe/so08/int-dbwv.php>. Letztes Abrufdatum: 22.11.2008.

³⁵ Bundeskanzlerin Angela Merkel anlässlich einer offiziellen Trauerfeier für drei am 02. April 2010 bei einem Sprengstoffanschlag in der Nähe von Kunduz gefallene Bundeswehrsoldaten, Vgl. Tagesschau 09.04.2010, Zeit vom 22.04.10. Merkel erklärt den Krieg. Abrufbar unter <http://www.zeit.de/politik/deutschland/2010-04/merkel-afghanistan-3?page=2>. Letztes Abrufdatum: 02.12.2010.

³⁶ ARD Reportage vom 01.12.2010: Töten für den Frieden? Die Politik, die Kirche und der Krieg, abrufbar unter <http://www.ardmediathek.de/ard/servlet/content/3517136?documentId=5978866>. Letztes Abrufdatum: 02.12.2010.

nen ist ein „guter“, weil ehrlicher (personal-)politischer Akt jenseits der eigentlichen juristischen Richtigkeit des Wortgebrauchs (siehe Guttenberg). Auch hier zeigt sich eine politische Krisenkommunikation, die sich von vornherein dem Vorwurf einer schleichenden „semantischen Normalisierungstaktik“ zu entledigen versucht, indem sie dauerhaft das eigentliche Einsatzziel und die tödliche Wirklichkeit krisenhaft in Bezug zueinander setzt. Mit dem unerschrockenen permanenten Voraußenhalten seiner dunklen, realen, todbringenden Seite „Krieg“ gerieren gute Gründe für den Einsatz in Afghanistan, die eigentliche Intention der humanitären Intervention, zum rein hypothetischen Referenzpunkt und erscheinen kontextrelativ. Sie müssen, wie schon die Prinzipien der Inneren Führung und des Staatsbürgers in Uniform, nur noch konsequenzlose gute Absicht bzw. Redlichkeit ausstrahlen. Gut *gemeint* ist in diesem Falle immer schon gut *gemacht*.

„Von der Fahne gegangen“³⁷: zurechenbare Krisen am Beispiel der Kunduzaffäre und anderer personalpolitischer Skandale

Als *Kunduzaffäre* ging in die neuere Geschichte der Bundeswehr der Vorfall ein, wonach es am 4. September 2009 in der Nähe von Kunduz zu einem angeordneten Luftangriff der Bundeswehr auf zwei von Aufständischen entführten Tanklastwägen kam. Seine Skandalträchtigkeit bezog sich zum einen auf die enorme Anzahl an „zivilen Toten“ – über 142 Personen wurden laut NATO-Berichterstattung insgesamt getötet.³⁸ Somit bildeten erstmals Tod und Verwundung von Zivilen als quantifizierbarer ‚Kollateralschaden‘ den Auslöser für verschiedentliche Debatten, die die Bundeswehr sowohl ethisch, rechtlich, aber auch in informationsstruktureller Hinsicht in Misskredit brachten, sich aber über symbolpolitisches Vorgehen – ähnlich wie bei den jüngsten Skandalen um die Vorfälle auf der Gorch Fock etc. – zu einer politischen und damit handhabbaren Krise bündeln ließen.³⁹ Zur (personal-)politischen „Affäre“ avancierte in der Öffentlichkeit das Ereignis, als sich die entsprechenden Entscheidungsträger (Jung, Guttenberg) angesichts einer ausgemachten zivilmilitärischen Kluft vor die Aufgabe gestellt oder sich zur Verantwortung gezogen sahen, den Einsatz im Lichte militärischer Notwendigkeit zu bewerten und den Vorgang öffentlich zu klären.⁴⁰ Mit

³⁷ vgl. Herfried Münkler im Gespräch, in: Deutschlandfunk, 31.05.2010: ...und dann gehen sie eben von der Fahne. Abrufbar unter <http://www.dradio.de/df/sendungen/kulturheute/1194092/>. Letztes Abrufdatum: 02.12.2010.

³⁸ Die Veröffentlichung von Meldungen und Berichten darüber, dass zuvor schon explizite Hinweise auf die Anwesenheit von Zivilpersonen vor Ort vorgelegen haben mussten, warf die juristische Frage nach einem Verstoß gegen das Völkerrecht durch gezielte Tötung auf. Ein entsprechendes Verfahren am Karlsruher Bundesverfassungsgericht gegen Bundeswehroberst Klein und Hauptfeldwebel Wilhelms musste allerdings aufgrund der unklaren Beweislage schließlich im April 2010 eingestellt werden, Vgl. FAZ vom 19. April 2010: Verfahren gegen Oberst Klein eingestellt: Kein Verdacht eines Kriegsverbrechens, abrufbar unter <http://www.faz.net/s/Rub594835B672714A1DB1A121534F010EE1/Doc~EBC063887D6754F39BF6276D627BA02C~ATpl~Ecommon~Scontent.html>. Letztes Abrufdatum: 05.11.2010.

³⁹ Von militärischer Seite wurde vor allem die Informationslage mangelhaft, das Vorgehen selbst im Nachhinein trotz Formfehlern weitestgehend aus militärisch-technischer Sicht als angemessen eingeschätzt. Während rechtlich-disziplinarisch die Lage ambivalent blieb und unterschiedliche Einschätzungen hervorrief, so ließ sich in ethischer Hinsicht seit der Kunduzaffäre ein historischer Bruch im Afghanistaneinsatz feststellen, wonach Frage nach dem „gezielten Töten“ und der Inkaufnahme von Zivilen im Vordergrund stand.

⁴⁰ So trat im Zuge der Veröffentlichungen von Berichten über den militärischen Vorgang der damalige Bundesverteidigungsminister Franz Josef Jung am 27.11.2009 als Bundesarbeitsminister offiziell zurück, da er bezichtigt wurde, Parlament und Öffentlichkeit verspätet, unvollständig bzw. falsch über die Tötung von Zivilisten informiert zu haben. Sein Nachfolger Karl-Theodor zu Guttenberg hatte wiederum am Vortag schon den damaligen Generalinspekteur der Bun-

mehrfachen Amtsentlassungen und Rücktritten wurde auf die politische Vermittlungsleistung zwischen militärisch plausiblen Vorgehen und möglicher ethischer Angemessenheit krisenhaft reagiert, politische Verantwortung aber zugleich über *negative Zurechnung* – mangelnde Information des Parlaments und der Bevölkerung, unüberlegtes Urteilen – zumindest in Teilen wiedergewonnen.

Abseits vom Präzedenzfall „Kunduzaffäre“ erregte 2010 zum anderen der überraschende Rücktritt des ehemaligen Bundespräsidenten Horst Köhler Aufsehen.⁴¹ Ihn hatten Vorwürfe getroffen, er hätte in einer Rede den Einsatz in Afghanistan mit wirtschaftlichen Interessen Deutschlands gerechtfertigt und darüber hinaus Einsätze befürwortet, die vom Grundgesetz nicht gedeckt seien.⁴² In einem Gespräch zu Köhlers Rücktritt verweist Münkler auf einen Trend der Politiker zu vermehrter ‚Dünnhäutigkeit‘ im Zuge größerer Herausforderungen, aber auch größerer Erwartungen der Bevölkerung. „Andererseits sollte man ja eigentlich erwarten, dass Politiker sich gerade in solchen Krisensituationen bewähren und zeigen, was in ihnen steckt (Münkler).“⁴³ Hieraus lässt sich die Chance für die regierende Politik erkennen, über ein selbstproduziertes besorgtes Publikum voller Erwartungen gerade als *Krisenreaktionskraft* in Erscheinung zu treten und damit mögliche Legitimationsfragen aus pragmatischen Gründen des Handlungsbedarfs zu entkräften. Zugleich wird sichtbar, was zum Stein des öffentlichen Anstoßes wurde: Köhler inszenierte seinen Rücktritt nicht als bewusste verantwortliche Handlung durch die Inkaufnahme der Konsequenzen des eigenen reflektierten Fehlverhaltens. Sowohl seine Worte zu den Interessen Deutschlands am Afghanistaneinsatz galten als „ungeschickt“ gewählt, als auch seine Rücktrittsrede als Ausdruck persönlichen ‚Beleidigtseins‘. Es war die erwartete politische *Performance* als Bundespräsident, die nicht überzeugte, weniger der Inhalt seiner Worte (die ja dem des Weißbuches der Bundeswehr lediglich nachempfunden waren) oder der Rücktritt an sich, der auch, wie im Falle Margot Käßmann, als rasche und konsequentialistische Geste oder bei Jung zumindest als „Reparaturmaßnahme“ politischer Würde hätte gewertet werden können. Jenseits der Frage, ob man tatsächlich mit dem Afghanistaneinsatz eigene wirtschaftliche Interessen vertrete, erscheint vielmehr relevant, dass ein politisches Statement zu Afghanistan, gerade des Bundespräsidenten, nun mal eine Angelegenheit ist, „bei der im

deswehr Wolfgang Schneiderhan und Staatssekretär Peter Wichert der bewussten Vorenthaltung von Informationen bei der schnellen Aufklärung des Falles bezichtigt und prompt ihres Amtes enthoben. Guttenberg selbst geriet im Nachhinein ebenfalls sowohl für seine verfrühte Beurteilung, der Angriff sei „militärisch angemessen“ gewesen, als auch im Zuge der Ermittlungen des eigens dafür konstituierte Untersuchungsausschusses hinsichtlich der vorschnellen Entlassung Schneiderhans zwischenzeitlich ins Kreuzfeuer der parlamentspolitischen Kritik. SZ vom 09.03.2010: Verteidigungsminister Guttenberg: Angst um den Allerwertesten (Kommentar von Kurt Krister). Abrufbar unter <http://www.sueddeutsche.de/politik/verteidigungsminister-guttenberg-angst-um-den-allerwertesten-1.3085>, SZ vom 18.12.2009: Guttenberg vs. Schneiderhan. Wahrheit und Ehre. Abrufbar unter <http://www.sueddeutsche.de/politik/guttenberg-vs-schneiderhan-wahrheit-und-ehre-1.136646>. Letztes Abrufdatum: 05.11.2010.

⁴¹ Zu den Aussagen Köhlers wie zu seinem Rücktritt, vgl. Tageschau, 31.05.10: Bundespräsident Köhler tritt zurück. Abrufbar unter <http://www.tagesschau.de/inland/koehlerruecktritt100.html>. Letztes Abrufdatum: 06.12.2010.

⁴² FAZ vom 31. Mai 2010: Nach heftiger Kritik: Bundespräsident Köhler tritt zurück. Abrufbar unter <http://www.faz.net/s/Rub9F8AFB0E023642BAAB29EA1AEF2A9296/Doc~E4D88E16AE9B940AB877026146C088D14~ATpl~Ecommon~Scontent.html>. Letztes Abrufdatum: 06.11.2010.

⁴³ Herfried Münkler im Gespräch, in: Deutschlandfunk, 31.05.2010: ...und dann gehen sie eben von der Fahne. Abrufbar unter <http://www.dradio.de/dlf/sendungen/kulturheute/1194092/>. Letztes Abrufdatum: 02.12.2010.

Prinzip auch allen Beteiligten klar ist, dass hier schnell etwas daneben gehen kann und dass sozusagen die Performanz des Sprechens ein politischer Drahtseilakt ist⁴⁴. Der Verweis auf das rechte ‚Fingerspitzengefühl‘ – nach Weber das abstrakte Charakteristikum einer ‚politischen Persönlichkeit‘ (Weber 1992 [1919]) – und die Betonung der besonderen Sensibilität des Themas – im Übrigen auch dann, wenn vom Für und Wider des Kriegsbegriffs (s.o.) die Rede ist – formt politisches Handeln zu einem krisenhaften ‚Drahtseilakt‘ und zugleich ein kritisches Publikum, vor dem man sich erst einmal zu bewähren hat. Die würdige Vertretung des politischen Amtes vollzieht sich über eine besondere Art der *Gratwanderung*: zwischen dem demonstrierten Anspruch, dem Willen des repräsentierten Volkes und den militärischen Erfordernissen gleichzeitig gerecht zu werden, und der rauen Wirklichkeit des Entscheidungsalltags.

Wie sehr eine akute *Überreizung* der persönlichen Performance Guttenbergs durch seine mediale Selbstinszenierung samt der erneut allzu vorschnellen Entlassung des Kapitäns Schatz vom Lehrschulschiff Gorch Fock die *Plagiatsaffäre* zu Guttenbergs maßgeblich vorantrieb und schließlich seinen Rücktritt von seinem Amt als Verteidigungsminister am 1. März 2011 begünstigte, bleibt vorerst offen.⁴⁵ Das trotz der ‚enormen Wucht der medialen Betrachtung‘ selbst erwogene Eingeständnis der eigenen wissenschaftlichen Vergehen, das Hängen des eigenen ‚Herzbluts‘ am Amt und die Betonung, für alle Konsequenzen mit der eigenen Person selbst Verantwortung zu tragen, stehen exemplarisch für die Form der Krisenethik, deren Selbstplausibilisierung über personelle Zurechnungspraxen funktioniert. Übertroffen werden konnte dies nur noch von der Unbedingtheit, mit der Guttenberg die von vielen Seiten kritisch betrachtete Verspätung seines Amtsrücktritts am Ende seiner Rücktrittsrede erklärte:

„Nachdem dieser Tage viel über Anstand diskutiert wurde, war es für mich gerade eine Frage des Anstandes, zunächst die drei gefallenen Soldaten mit Würde zu Grabe zu tragen und nicht erneut ihr Gedenken durch Debatten über meine Person überlagern zu lassen. Es war auch ein Gebot der Verantwortung gegenüber diesen, ja gegenüber allen Soldaten.“⁴⁶

Auch hier bewährt sich der Soldatentod⁴⁷ als Krisenargument, hinter dem anderen Angelegenheiten – selbst die Reparatur des eigenen Ansehens – erst einmal zurückstehen. Guttenbergs Betroffenheit kann – und soll! – keinen kollektiven Sinn für das Sterben im Krieg vermitteln. Sie repräsentiert im doppelten Sinne die Ethikkrise – als Trauer um die Soldaten und als unterstützender Ersatz für die fehlende Betroffenheit aus der eigenen Bevölkerung.

⁴⁴ Herfried Münkler im Gespräch, in: Deutschlandfunk, 31.05.2010: ...und dann gehen sie eben von der Fahne. Abrufbar unter <http://www.dradio.de/dlf/sendungen/kulturheute/1194092/>. Letztes Abrufdatum: 02.12.2010.

⁴⁵ Zur wörtlichen Rücktrittsrede Guttenbergs, siehe Tagesschau extra vom 01.03.2011: Guttenbergs Erklärung als Video. „Ich habe die Grenzen meiner Kräfte erreicht.“ Abrufbar unter <http://www.tagesschau.de/inland/pvreddeguttenberg100.html>. Letztes Abrufdatum 01.03.2011.

⁴⁶ Tagesschau extra vom 01.03.2011: Guttenbergs Erklärung als Video. „Ich habe die Grenzen meiner Kräfte erreicht.“ Abrufbar unter <http://www.tagesschau.de/inland/pvreddeguttenberg100.html>. Letztes Abrufdatum 01.03.2011.

⁴⁷ Am 18.02.2011 starben drei Bundeswehrsoldaten durch eröffnetes Feuer eines afghanischen Soldaten (siehe auch Punkt 1). Die Trauerfeier erfolgte schließlich am 25.02.2011 in Regen unter Anwesenheit Merkels und Guttenbergs. Vgl. SZ vom 25.02.2011: Gefallene Bundeswehrsoldaten: Eine Stadt trägt Trauer. Abrufbar unter <http://www.sueddeutsche.de/politik/gefallene-bundeswehr-soldaten-eine-stadt-traegt-trauer-1.1065029>. Letztes Abrufdatum: 06.03.2011.

3.3 „Nichts ist gut in Afghanistan.“⁴⁸ – Ein politisches Krisen-Fazit

Die Assoziation des politischen Umgangs mit einsatzbedingten Fällen von Tod und Verwundung mit einer ‚Gratwanderung‘ von politischen ‚Krisenreaktionskräften‘ sollte veranschaulichen, dass sich das verteidigungspolitische Verhalten zur Verdeutlichung des eigenen *krisenhaften* Haderns mit der Einsatzproblematik an das Militärische annähert, während die *Politikbedürftigkeit des Militärischen* (Vgl. Naumann 2008) sowohl zum Problem als auch zur Lösung geriert. Tod und Verwundung als vergangene Faktizitäten und künftige Eventualitäten des Einsatzes erzeugen über ihre Unmittelbarkeit, ‚Menschlichkeit‘ und Körperlichkeit eine relevante ethische Debatte, in der von Politikern auf die Frage, wofür der Soldat nun stirbt bzw. tötet, Antworten erwartet werden und Plausibilisierungsprobleme erzeugen. Der vorliegende Text beleuchtete öffentliche Diskurse um die Frage nach dem ‚richtigen‘ Umgang mit der „Einsatzrealität“ vor dem Hintergrund einer immer größeren Anzahl an tödlichen Zwischenfällen im Einsatz. Empirisch zeigte sich, dass die mangelnde Selbstverständlichkeit einsatzbedingter Todes- und Verwundungsfälle Irritationen ethischer Art hervorruft, die politisch über die *Form* einer diskontinuierlichen und kontextvariablen Krisenethik (statt über einen konkreten generalisierbaren Inhalt) gelöst werden – einer Ethik, die zulässt, dass Tod und Verwundung im Einsatz ein Problem bleiben müssen. Eine Festlegung auf gute Gründe, wofür es sich im Einsatz nun zu sterben lohnt, bleibt aus. Für tod- und verwundungsbedingte Probleme stehen schlichtweg keine passenden Lösungen parat, sehr wohl aber monumentale *Sichtbarkeiten*, *semantische Diskurse* und politische *Zurechenbarkeiten* für eine asymmetrische Kluft zwischen dem Einsatz selbst und dem, was zu Hause passiert, aber auch für ein Auseinanderdriften von Anspruch – der Soldat „wollte helfen“ – und der bitteren Wirklichkeit: er ‚kehrt im Sarg zurück‘⁴⁹. Ein *guter* politischer Umgang mit dem militärischen Tod kann nur darüber erlangt werden, dass dieser in Form von Krisen thematisiert wird: der Krise des Einsatzes, der Krise des Soldatenethos, der politischen Krise der Verteidigungssicherung, der Krise um die richtige Benennung und schließlich auch der Krise eines fehlenden Publikums. Über die beklagte Differenz von Anspruch und Wirklichkeit einer gemeinsamen ethischen Sinngebung zu Tod und Verwundung im Einsatz werden zivil-militärische Asymmetrien neu aufgemacht, über die dann an aktuellen verteidigungspolitischen Maßnahmen partizipiert werden kann. Dazu müssen tote Soldaten als Mahnmal sichtbar werden, manchmal auch Personen ‚von der Fahne gehen‘ und sich in jedem Falle permanent eingestanden werden, dass Krieg herrscht.

Der politische Krisenethik inszeniert einen ‚heldenhaften‘, krisenbewussten Umgang weniger mit Tod und Verwundung als mit einer postheroischen Gesellschaft, die aus Uninformiertheit und Desinteresse heraus nicht in der Lage scheint, Tod und Verwundung als Einsatzfolge gedanklich und kommunikativ zu verarbeiten. Als gravierend werden die unmittelbaren Auswirkungen auf den Sol-

⁴⁸ So der Ausspruch Margot Käßmanns, der damals amtierenden Ratspräsidentin des Evangelischen Kirchendienstes Deutschland, zur Silvesterpredigt in der Dresdner Frauenkirche, wodurch eine ungeahnte friedensethische Debatte vor allem von kirchlicher Seite losbrach, vgl. Deutschlandfunk vom 18.04.2010: Die Frage vom gerechten Krieg. Abrufbar unter <http://www.dradio.de/dlf/sendungen/kulturheute/1166045/>. Letztes Abrufdatum: 02.12.2010.

⁴⁹ ARD Reportage vom 01.12.2010: Töten für den Frieden? Die Politik, die Kirche und der Krieg, abrufbar unter <http://www.ardmediathek.de/ard/servlet/content/3517136?documentId=5978866>. Letztes Abrufdatum: 02.12.2010.

daten beschrieben, der auf die Zustimmung seines ‚Volkes‘ angewiesen ist, um überhaupt einen Sinn in seinem Tun zu erkennen und tödliche Risiken in Kauf zu nehmen. Dass gerade militärische Kreise im politischen Diskurs um den gar nicht zivilen Charakter des Krieges und der Soldaten öffentlich propagieren, deutet darauf hin, wie sehr die organisatorische Sorge der Bundeswehr um die Sicherung eines prekär gewordenen Soldatenethos kreist. Im Zuge dessen lässt sich der Blick weg vom öffentlichen Diskurs über zivil-militärische Verhältnisse auf die organisatorische Praxis des Militärs richten. Fraglich wird hier, ob und in welcher Form auch einsatzpraktisch auf Ethikkrisen in der binnenorganisatorischen Sorge um die Sicherung eines prekär gewordenen Soldatenethos mit einer Art Krisenethik reagiert wird. In Abschnitt 4 wird daher der Frage nachgegangen, ob und wie das Militär im Umgang mit Tod und Verwundung auf zivil-militärische Inkompatibilitäten Bezug nimmt, mit welchen sinnstiftenden Mitteln sie Einsatzmotivation und Kampfmoral der Soldaten zu sichern versucht und wie ein Bild eines Soldaten hergestellt wird, welcher mit den Risiken und Erfahrungen des Einsatzes (nicht) umzugehen weiß.

4 Die Krisenbedürftigkeit des Militärischen: Ethikkrisen und Krisenethiken in der Einsatzpraxis

Der letzte Abschnitt über den militärischen Umgang mit Tod und Verwundung basiert in erster Linie auf *face to face* oder telefonisch geführten, offenen Experten-Interviews⁵⁰ mit Personen aus verschiedenen Fachgruppen, die direkt bzw. indirekt in die Vorbereitung, Begleitung oder auch Nachbereitung des Auslandseinsatzes im Bezug auf die Thematik „Tod und Verwundung“ eingebunden waren bzw. sind und sich laut (medizinisch-psychologisch orientiertem) Rahmenkonzept dem „psycho-sozialen Netzwerk“⁵¹ zur Betreuung und Fürsorge der Bundeswehr unterordnen lassen. Die befragten Expertengruppen setzen sich aus dem **Zentrum der Inneren Führung, (Truppen-)Psychologen**, psychologisch geschulten **Peers** wie auch **Militärseelsorgern** zusammen.⁵²

Ließ sich im Verlauf des politischen Diskurses die Hinwendung zu einer Art Krisen-Ethik im Umgangs mit Tod und Verwundung ausmachen, so spiegelt sich dieser Prozess im Rahmen des Einsatzes im beschriebenen Bild des Soldaten anhand von *Ausgangslage, Vorbereitung* und *Einsatz* wider: 4.1 beschreibt den Prototyp des vergesellschafteten und vor allen *verdrängenden* Soldaten als Folge des im Diskurs beschriebenen zivil-militärischen Wandels und als Ausgangslage für die Notwendigkeit, überhaupt Tod und Verwundung als Einsatzproblem zum Thema zu machen. Er verkörpert die postheroische Gesellschaft, die ihn prägt und damit auch die ethische Krise der Bun-

⁵⁰ Zur Auswertung der Experteninterviews wurde inhaltsanalytisch nach einer systemtheoretisch abgewandelten Form des grounded theory-Verfahrens vorgegangen (Vgl. Glaser/Strauss 2005; Brüsemeister 2000: 189f). Die Inhalte der Interviews belaufen sich auf Selbstbeschreibungen der eigenen Aufgaben im Einsatz, aber auch auf biografische Schilderungen eigener Einsatzerlebnisse sowie politische Statements zu zivil-militärischen Verhältnissen und Meinungsbeurteilungen zu den Betreuungs- und Fürsorgekonzepten und der Zusammenarbeit im Einsatz

⁵¹ Als Teil des so genannten ‚psychosozialen Netzwerkes‘ gelten in der Regel auch der Sanitätsdienst der Bundeswehr, die Sozialhilfe und die Familienfürsorge, welche jedoch nicht berücksichtigt werden. Zu den verschiedenen Personengruppen des Netzwerkes vgl. Fü S I 4 2004.

⁵² Zur Ergänzung der Erkenntnisse aus den Expertenbefragungen wurde geeignetes Textmaterial (Rahmenkonzepte, Dienstvorschriften, Arbeitspapiere der Bundeswehr) hinzugezogen. Siehe Näheres an entsprechender Stelle.

deswehr. Im Zuge des militärischen Ausbildungsabschnitts „Tod und Verwundung“ zur Vorbereitung auf den Auslandseinsatz scheint der Soldat anhand der Vergegenwärtigung verschiedener Risiken und persönlichen Krisen in der Lage, seine eigene Krise durch Voraussicht selbstständig zu meistern (4.2). 4.3 behandelt den Eintrittsfall persönlicher Krisen von Soldaten im Umgang mit Tod und Verwundung und die unternommenen ethischen Reparaturmaßnahmen, um die Einsatzfähigkeit des Soldaten wiederherzustellen.

4.1 *Hinterm Berg gehalten*⁵³: der Soldat in der (zivilen) Krise

Sucht man nach Formen des Umgangs mit einsatzbedingtem Tod und Verwundung in entsprechenden Bundeswehrmaterialien⁵⁴, so sticht das Bemühen darum heraus, zur angemessenen „Menschenführung im Einsatz“ auf die unbedingte Notwendigkeit des thematischen Einbezugs von Tod und Verwundung zu verweisen. Der mehrfach explizite Verweis (Vgl. auch: ZInFü I/2005: 185; ZDv 10/1: 24) darauf, dass Gefahr für Leib und Leben als einsatzbedingte Herausforderungen unbedingt mit einzuberechnen sind, verdeutlicht, dass nicht nur ein erhöhtes Gefährdungspotential durch die *out-of-area*-Einsätze, sondern überhaupt die Möglichkeit als Soldat getötet oder verwundet zu werden von hochgradiger Erklärungsbedürftigkeit zeugt, also keine unhinterfragte Selbstverständlichkeit des soldatischen Berufsverständnisses darstellt.

„Es gilt, sich mit Grundfragen und den Besonderheiten des Soldatenberufes, d.h. mit Tod, Töten, Töten lassen, Sterben, Verwundung und Verstümmelung als oft unvermeidliche Folge der Auftragserfüllung auseinanderzusetzen. Es kommt darauf an, sich bewußt (sic!) dem Thema zu stellen und es nicht zu verdrängen. Sonst läuft der Soldat Gefahr, gerade in der realen Situation von Gefühlen und Gedanken überwältigt zu werden und seine Handlungsfähigkeit zu verlieren.“ (ZInFü 2/96: 11)

Gerechnet wird mit einem Soldaten, der durch die Wahrscheinlichkeit, mit Risiken oder Erlebnissen von Tod und/oder Verwundung nicht umgehen zu können, einen ganz entscheidenden Unsicherheitsfaktor für die Organisation Bundeswehr darstellt. Problematisch ist für die Bundeswehr nicht so sehr das tatsächliche krisenhafte *Ereignis* von Tod und Verwundung, sondern die damit verbundene Gefahr, der Soldat könnte durch das Erleben von Krisen dauerhaft einsatzunfähig. Besonders problematisch scheint in diesem Zusammenhang, dass todes- und verwundungsbedingte existenzielle Belastungen und Probleme des Soldaten jedoch in der Regel durch verinnerlichte zivilgesell-

⁵³ Die Redensart, etwas „(nicht) hinter dem Berg zu halten“, bezieht sich auf das Verschweigen des Wesentlichen oder einer eigentlichen Wahrheit. Die Wendung ist militärischen Ursprungs und bezog sich auf die Kriegstaktik (seit dem Dreißigjährigen Krieg), lediglich einen Teil der Truppe sichtbar auf dem Kampffeld aufzustellen, den Rest der Armee oder weitere Geschütze hinter einem Hügel oder Berg zum überraschenden Angriff auf den Gegner versteckt zu halten, vgl. Duden 11/2002: 109. Im vorliegenden Falle steht der Ausdruck für die Verdrängung und Tabuisierung der tatsächlichen Bedrohungslage durch die Zivilbevölkerung.

⁵⁴ Als Bundeswehrmaterialien gelten die Ausbildungshilfen für die Führung im Einsatz zu den Themen „Umgang mit Tod und Verwundung im Einsatz (ZInFü 2/96), „Belastungsmanagement“ (ZInFü I/2005) und „Wir sind zurück – Nachbereitungsseminar (ZInFü I/2008), das oben angesprochene „Rahmenkonzept zur Bewältigung psychischer Belastungen von Soldaten“ (Fü S I 4 2004), das Medizinisch-Psychologische Stresskonzept der Bundeswehr (MedPsychStressKonBw 2004), die Zentrale Dienstvorschrift zur Inneren Führung (ZDv 10/1) und die Ausgabe „Tod und Verwundung“ der militärseelsorgerischen Zeitschrift „Zum Thema“ für den Lebenskundlichen Unterricht (Zum Thema 2007/3).

schaftliche Verdrängungsmechanismen ausgeklammert blieben und einen ‚guten‘ Umgang mit Tod und Verwundung durch ihre Nichtthematisierung gefährdeten.

Als typisches gesellschaftliches Tabuthema gilt das **Berufsrisiko** des Soldaten im Auslandseinsatz. Das zum Teil durch schlechte Informationspolitik verursachte mangelnde Bewusstsein der Bevölkerung färbe gefährlich auf den Soldaten ab. „die wollen sich-, die sind oft nicht bereit, sich damit auseinander zu setzen [...] das ist kein Fun mehr, da wird das Leben ernst. Und das ist ein Bereich, den wir in unserer Welt möglichst ausklammern“ (I-IF2: Z171f, 175-177). Vor diesem Hintergrund wird es als unumgänglich erachtet, dass der Soldat bezüglich seiner multiplen Berufsrissen sensibilisiert wird. Fast eindringlich wird in den Interviews immer wieder verdeutlicht, „jeden Tag riskierten die Jungs ihr Leben“ (Vgl. I-PF2: 1020), die Soldaten brächten jedoch oftmals eben – erneut aus ihrer Gesellschaftlichkeit heraus – kein Gefühl für die brisante Gefährdungslage mit (I-PS2: 840; I-PF2: Z260). Eine intensive Beschäftigung mit den Geschehnissen, die fernab in fremden Ländern geschehen, könne erst erzeugt werden, wenn die Person selbst betroffen sei (I-IF2: 163-169).

Vor allem bezüglich der Tabuthemen **Tod und Verwundung** im Allgemeinen werden gravierende Verdrängungsmechanismen ausgemacht. Durch das gedankliche Beiseiteschieben des Themas müsse man auch beim Soldaten zwangsläufig damit rechnen, bis er schließlich mit aller Wucht selbst davon mittelbar (durch das Erleben von kritischen Ereignissen) oder unmittelbar betroffen sei.⁵⁵

„Wenn ich nen Soldaten frage: Wer hat schon mal nen Toten gesehen, dann sind das ungefähr fünf Prozent der Anwesenden, die jemals einen Toten gesehen haben. Früher war das üblich, da sind die Leute zuhause gestorben, ne? [I: Mhm] Die haben noch nicht mal nen Toten :gesehen. – Und jetzt sehen Sie noch welche, die innerhalb von Kampfhandlungen- das sieht nicht so aus wie bei James Bond und macht Bumm, einer fällt um, bluten tut er auch nicht. Das ist ganz nett, ne? [I: Mhm] Tod ist ausgesprochen schmutzig. Und bei den heutigen Waffen, die eingesetzt werden, ist er ausgesprochen, äh sagen wir mal, in Einzelteile zerlegend. (I-PS2: Z1228-1235)

Aus psychologischer Sicht wird erwähnt, dass man notwendiger mit psychischen Belastungen im Rahmen des Einsatzes rechnen müsse, aber von einer Offenheit im Umgang mit negativen Gefühlen bis hin zu seelischen Verwundungen nicht ausgegangen werden könne. Einem der Psychologen zufolge „neigen wir halt dazu, so was auch auszublenden. Das ist nichts Unmenschliches. Das ist überhaupt- Ich find das auch gar nichts Ungewöhnliches. [...] Tod und Verwundung ist immer mit Leid, Schmerz oder wie sie das haben wollen ist immer- Und das ist unangenehm. Das wollen wir Menschen nicht“ (I-IF2: Z200-203, 204f). Oftmals würden Einsatzerfahrungen zusätzlich durch Bekannte und Verwandte heruntergespielt oder mangelndes Interesse für das Erlebte gezeigt, wenn die Soldaten vom Einsatz heimkehrten: „dann werden sie gefragt: ‚Na, wie war’s denn? Siehst ja gut aus!‘ Und überall wo wir sind, scheint ja Sonne. Und außerdem gibt’s ja Tagegeld, öh, war doch ein schöner Urlaub gewesen‘ und so weiter.“ (I-IF2: Z370-372)⁵⁶ Aufgrund der fehlenden öf-

⁵⁵ Besonders im *Lebenskundlichen Unterricht* (LKU) der Militärseelsorger wird gesondert auf das Thema Tod eingegangen. Obwohl der Tod „das Faktum des Todes wohl der größte Kontrapunkt: als Widerspruch und radikale Infragestellung des Lebens“ (Zum Thema 2007/3: 23) sei, müsse man aus theologischer Sicht diesen als Teil des Lebens fassen und als Künftiges akzeptieren lernen.

⁵⁶ Gerade bezüglich des ISAF-Einsatzes in Afghanistan bestünde immer noch eine seichte Vorstellung von der Bundeswehr als Hilfsorganisation nach dem Motto „wir verteilen Bleistifte, streicheln Kindern übers Haar und verteilen

fentliche Auseinandersetzung mit den seelischen und körperlichen Verwundungen von Soldaten sei von den Soldaten verständlicherweise Fähigkeit und Wille zur Artikulation der eigenen seelischen Probleme nicht zu erwarten. Das Eingestehen psychischer Belastungen sei insbesondere oft nicht mit dem nach wie vor stereotypen männlichen Selbstbild in der Bundeswehr vereinbar (ZInFü: I/2005, Kap. 23: 13; Zum Thema 2007/3: 6). In der Ausbildung der Führung wird daher dazu aufgefordert, bei Gesprächen zum Thema Tod und Verwundung neben dem Verstand unbedingt Gefühle und vor allem das Formulieren von Ängsten zuzulassen (ZInFü 2/96: 11), da stets die Gefahr bestehe, dass der Einzelne seine seelischen Probleme in sich hineinfrisst, was unkontrollierte Ausbrüche oder langfristige psychische Schäden (z.B. Posttraumatische Belastungsstörungen) verursachen könnte.

Über den Verweis auf den Einfluss zivilgesellschaftlicher Tabus wird auch aus militärischer Sicht von einem krisenbetroffenen Soldaten ausgegangen, der den Einbezug möglicher Risiken von Tod und Verwundung nicht für selbstverständlich erachtet. Problem für den Fortbestand des Auslandseinsatzes scheint nicht nur zu sein, dass der Soldat von Tod und Verwundung heimgesucht wird, sondern vor allem, dass dieser die ‚unangenehmen‘ Themen solange verdrängt, bis sie ihn in aller Härte heimsuchen, überraschend dauerhaften seelischen Schaden anrichten und darüber schließlich Einsatzunfähigkeit erzeugen. Über derartige ‚hinterm Berg gehaltene‘ Themen offen zu sprechen sei der entscheidende ethische Basis für einen *guten* Umgang des Soldaten mit der Thematik.

4.2 *Weder nach Schema F noch 08/15⁵⁷: die soldatische Krise als Katharsis*

In der Vorbereitung auf den Auslandseinsatz wird auf Einsatzfähigkeit qua *Routine* (I-PS3, Z281, 286-295) gesetzt, die auch in prekären Lagen noch immer Handlungssicherheit gewährleisten soll. Der *Drill* zur Automatisierung von Handlungen soll dabei keinesfalls nur als dumpfes Trimmen auf bloße Funktionsfähigkeit und Willenlosigkeit soldatischer Körper verstanden werden, sondern als umfassende Selbst-Disziplinierung des Soldaten (Vgl. I-IF2/IF3: Z539ff). Als ‚gerüstet‘ gilt derjenige Soldat, der Gefahren und Extremlagen schon zuvor gedanklich durchexerziert hat und entsprechend risikobewusst und kontextsensitiv handelt. Besonders das Durchspielen von fiktiven *worst-*

Brot“ (I-PS2: Z1188f), die aber keinesfalls mehr so aufrecht zu erhalten sei. Interessant ist, dass in fast allen Interviews, die im Laufe des Jahres 2008 durchgeführt wurden, eindringlich auf die Gefährdungslage der Soldaten und die Probleme des Soldaten verwiesen wurde, also zu einem Zeitpunkt, wo das lang erkämpfte und inzwischen eingerichtete Trauma-Zentrum in Berlin noch nicht in Planung war, traumatisierte Heimkehrer, Tote und sonstige Einsatzprobleme thematisch in öffentlichen Diskussionen nur marginal aufschienen und auch die Unterhaltungsmedien (Bücher, Dokumentationen, Spielfilme) noch nicht auf den Zug ‚Afghanistaneinsatz‘ aufgesprungen waren.

⁵⁷ Auch diese beiden alltagsüblichen Redewendungen sind dem Militärjargon entlehnt: „Schema F“ bezeichnet heute einen bürokratisch-strengen Routinevorgang, von dem nicht abgewichen werden darf. Der Buchstabe *F* bildete Mitte des 19. Jahrhunderts die Abkürzung für Frontrapporte als Bestandsnachweis für die volle Truppenstärke des preußischen Heeres, vgl. Duden 11/2002: 658. *08/15* gilt heute als Bezeichnung für etwas Gewöhnliches, bloßes Mittelmaß. Zurück geht der Ausdruck auf die Typenbezeichnung des ersten vereinheitlichten deutschen Maschinengewehrs MG 08/15 im Ersten Weltkrieg. Im Laufe der Zeit wurden die Zahlen zu einem Synonym für geistlosen militärischen Drill.

*case-szenarios*⁵⁸ im Vorfeld des Einsatzes ermöglicht dem Soldaten, nicht nur Handlungen ‚wie im Schlaf‘ zu beherrschen, sondern sich subjektiv sicher statt einer uneinschätzbaren Situation ausgeliefert zu *fühlen* (Vgl. I-IF2/IF3: Z681f, I-PS3: Z569f)). Der Soldat soll sich stets im Klaren darüber sein, dass der Einsatz nicht als bloßer viermonatiger Auslandsaufenthalt unter lediglich besonderen kulturellen Bedingungen oder gar ‚Urlaub auf Mallorca‘ (Vgl. I-PF3: Z169) gilt, sondern als gefährlicher Auslandseinsatz, in dem ‚ständig was passieren kann‘, es auch um Leben und Tod geht (Vgl. I-PS2: Z1241f).

Darüber hinaus ist der Soldat vor allem aber als eine Art „All-Round-Genie“ (I-PF2: 1010f) gefragt, das „rundherum beschlagen“ ist, kulturelle Zusammenhänge⁵⁹ erkennt und von ethischer Entscheidungsfähigkeit zeugt. Allzu oft scheint stark unterbelichtet, wie sehr der Einsatz des Einzelnen zum Sturz in persönliche Krisen führt oder zumindest den Ausbruch durch konkrete Ereignisse zusätzlich begünstigt (Vgl. I-PE2: Z523). Gerade auch diejenigen, die aufgrund ihres dienstlichen Auftrages den ‚Mikrokosmos Feldlager‘ (I-PF4: Z409) praktisch nie verlassen und mit nur sehr geringer Wahrscheinlichkeit in eklatante Gefahrenlagen kommen (Vgl. I-PF4: Z666f), würden mit einer Zukunft konfrontiert, die sich für sie nicht als unproblematisch erweisen könnte.

„Viel schlimmer sind so banale Dinge. So Kleinigkeiten. Brief kommt nicht an, Post dauert zu lange. Freundin hat Schluss gemacht, gut das ist wieder kein banales Ereignis, aber die Trennung von der Familie, mit mehreren Kameraden zusammen in der Unterkunft zu sein, keine Privatsphäre zu haben, das sind die kleinen Dinge, die das Fass zum Überlaufen bringen irgendwann. Nicht diese riesigen Ereignisse.“ (I-PS1: Z301-305)

Zwar könnten die möglichen problematischen Facetten des Einsatzalltags durchexerziert und Überraschungen minimiert werden (I-PE2: 541-542). Doch müssten *alle* Beteiligten sich darüber im Klaren sein, dass trotz aller theoretisch erlernten Voraussicht auf mögliche alltägliche Stressoren über realistische und eindringliche Schilderungen Einsatzerfahrener eine Antizipation kommender Einsatzes unmöglich ist, denn ‚letztlich sei jeder Einsatz anders‘ (Vgl. I-PE1: Z202-203). Der gesamte Einsatz wird als „Ernstfall“ beschrieben, „ein völlig anderes Leben im Vergleich zu vorher“ (I-PE2: Z519), von dem man aber erst wirklich sprechen könne, wenn man den Einsatz in all seinen Facetten erlebt habe (Vgl. I-PE1: 260). Mit der Vergegenwärtigung eines Einsatzes, der alle Bereiche des zivilen Lebens für den Soldaten ersetzt, die Trennung zwischen Privatleben und beruflicher Tätigkeit vor Ort aufhebt und sich radikal von dem bisherigen Dienst in einer Art „Wochenendfreihab-Armee“ (I-PF4: Z369) unterscheidet, wird in aller Radikalität sichtbar, dass der Beruf des Soldaten eben nicht als „Job wie jeder andere“ zu werten ist (Vgl. dazu: Collmer/Kümmel 2005), sondern vor Ort seine ganze Person – *Leib und Seele* (Royle 2005) – fordern wird.

⁵⁸ *Worst case scenarios* werden als künftige fiktionale Bedrohungsszenarien (Anschlagereignisse, Erschießungen, Aufständen, Folter, Entführungen etc.) durch den Soldaten in seinem jeweiligen Kontingent eingeübt, um im Falle des Falles handlungs- und vor allem teamfähig zu sein, am richtigen Platz zu stehen und sich deeskalierend verhalten zu können.

⁵⁹ Nicht unerwähnt bleiben darf hier die immer relevanter werdende Ausbildung der Soldaten in Interkultureller Kompetenz (Vgl. u.a. I-PF3: Z172f, I-PF4: Z455f), sprich: Landeskunde, kulturelle Verhaltensregeln, Kenntnis über die vorherrschende Religion etc., besonders wenn ein Einsatz in außereuropäischem Gebiet bevorsteht.

Ein spezieller Ausbildungsabschnitt in der Vorbereitung auf den Einsatz ist mittlerweile dem Eintritt so genannter *casualties*, sprich: einsatzbedingten **tödlichen Ernstfällen** gewidmet. Tritt die absolute Ausnahmesituation des Soldatentodes ein, so existieren klare militärische Richtlinien (für den Vorgesetzten), um ‚angemessen‘ in beruflicher Funktion auf den Tod des Kameraden reagieren zu können (Vgl. I-PF2: 849-857). Vermittelt wird u.a., wie man Angehörigen eines Kameraden ohne Floskeln und mit persönlicher, durchaus emotionsgeladener Anteilnahme die Todesnachricht übermittelt. Konkrete Vorschläge finden sich auch beispielsweise im Arbeitspapier der Inneren Führung (ZInFü 2/96) dafür, wie ein traditionelles letztes Geleit aussehen und mit welchen bewährten Satzinhalten eine offizielle Grab- oder Trauerrede gefüllt werden kann.⁶⁰ Trotz aller Routiniertheit wird aber auch hier im selben Atemzug und vor allem durch die Militärseelsorger (und insbesondere im Themenheft „Zum Thema“) betont, dass es für einen ethisch ‚richtigen‘ Umgang mit dem individuellen Tod des Kameraden gerade keine „Patentrezepte“ (I-PF2: 303, 476, 478, u.a.), kein ‚Schema F‘ (I-PE: Z838) geben könne und angesichts der verstorbenen Persönlichkeit auch nicht sollte (Vgl. ZInFü 2/96: 79):

„Auf eine solche Situation ist man letztlich nie wirklich vorbereitet, weil jede Situation, jeder Mensch einzigartig ist. Deshalb wird es so was wie Routine nicht geben – und das ist auch gut so. Was es aber gibt, dass (sic!) sind die Dinge und Umstände, auf die Sie vor und während des Besuchs bei den Angehörigen achten können, die Sie bedenken sollten. Das kann Ihnen eine gewisse Sicherheit geben; ein gewisses Maß an Unsicherheit wird immer bleiben. Doch gerade diese Unsicherheit ist es, die Sie selbst offen macht für Signale, die Ihr Gegenüber aussendet; so bleiben Sie sensibel und vor allem bleiben Sie eins: menschlich.“ (Zum Thema 2007/3: 1)

Die spezifisch *soldatische* Vorbereitung auf den Umgang mit dem Kameradentod besteht im Austausch bisheriger persönlicher Erlebnisse mit dem Tod von Angehörigen oder Kameraden sowie eigenen Todesbildern in gemeinsamen Gesprächsrunden. Das Gespräch dient dazu, im ‚geschützten Raum‘ der Truppe „Erblasten“ aufzuarbeiten und auf Zukünftiges gedanklich vorbereitet zu sein. Besonders durch das Vermitteln von Wissen um individuelle Trauerprozesse, weniger ‚holzschnittartigen Trauerphasen‘ (Vgl. Zum Thema 2007/3: 5), solle verhindert werden, dass der betroffene Soldat im Falle des Kameradentodes über einen bestimmten Zeitraum hinweg von seinen Gefühlen so eingenommen werde, dass er möglicherweise erst einmal nicht einsatzfähig sei (Vgl. I-PF1: 275f). Um zu einer intensiven Beschäftigung mit dem möglichen Tod und der eigenen gefährdeten Existenz anzuregen, sei das Verfassen des letzten Willens durch ein Testament für jeden, jungen und gesunden, Soldaten hilfreich (Vgl. I-PS2: 784f).⁶¹

⁶⁰ Bezüglich der Trauerfeier existiert eine Prüfliste des Bundesministeriums der Verteidigung zur „Rückführung und Trauerfeier/Beerdigung bei Todesfällen von Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr im Einsatz oder in besonderen Verwendungen außerhalb des deutschen Hoheitsgebietes im Rahmen von humanitären, friedenserhaltenden oder friedensschaffenden Maßnahmen“ von 2002. Die rituelle Begleitung besteht in einem Memorial-Service im Feldlager (Trauerfeier mit liturgischer Ordnung: Lied, Gebet, Schriftlesung und etwaigem „Leichenschmaus“), dem Weg aus dem Feldlager und dem Abschied am Flugfeld, vgl. Görtzer 2003: 105.

⁶¹ Die Frage nach dem „Wofür“, dem (politischen) Sinn des soldatischen Sterbens (Vgl. I-IF1: Z203f) oder das „Töten“ (Vgl. I-IF1: Z104f) kommt interessanterweise eher nicht zur Sprache. Die Sinnfrage gestaltet sich einem Mitarbeiter der Inneren Führung nach eher als ‚komisch‘. Die Motivation in den Einsatz zu gehen sei sehr unterschiedlich und beruhe nicht mehr auf dem Dienst (und dem Sterben) für „Volk oder Vaterland oder sowas“ und könnte höchstens in der Hinsicht auf einen Nenner gebracht werden, dass der Soldat wenn, dann für seine Familie zu sterben bereit sei (I-IF1:

In der Frage nach dem Umgang mit Tod und Verwundung spielt die Auseinandersetzung mit **psychischen Belastungen** eine besondere Rolle. Um das Erlebte auch in soldatischer Eigenregie verarbeiten zu können, bedarf es ausreichenden psychologischen Fachwissens (Stressmanagement, Vgl. ZInFü I/2005, ZInFü 2/96), um mögliche psychische Auswirkungen zu deuten und einordnen zu können. Stets gelte dabei, körperliche und seelische Belastungen nicht von vornherein herunterzuspielen, sondern sich ernsthaft mit dem Schlimmsten auseinanderzusetzen, was alles passieren *könnte* – sozusagen dem psychischen ‚worst case‘. Durch das Aufzeigen körperlicher Anzeichen, möglicher Erkrankungen und begünstigender Faktoren – v.a. im Bezug auf *posttraumatischen Belastungsstörungen (PTBS)*⁶² – soll den Soldaten ermöglicht werden, die uneinschätzbaren Einsatzgefahren für die eigene psychische Stabilität in ein einschätzbares Risiko zu übersetzen. Mit Hilfe von Entspannungs- und Bewältigungstechniken⁶³ wisse der Einzelne in der konkreten Belastungsphase sich selbst zu helfen. Aus psychologischer Sicht wird deutlich gemacht, dass die Frage nach Ursache, Ausmaß und Grenzen der „Normalität“ von Angst, Stress, Schock oder Hilflosigkeit und ihrer pathologischen Ausformung in Angstzuständen oder posttraumatischen Belastungsstörungen hochgradig vom individuellen Kontext abhängig sei und daher immer auf die subjektive Wahrnehmung des Einzelnen verwiesen werden sollte. „Angst entsteht und ist individuell verschieden! Fast alle Soldaten haben, besonders in Extremsituationen, unterschiedlich stark vorhandene und ausgeprägte Angstgefühle“ (ZInFü 2/96: 38).

Anhand der drei angesprochenen Ernst-Fälle **Alltag, Tod und psychische Belastungen** wird deutlich, wie abermals auf schmalen Grat zwischen Routiniertheit und bewusster Thematisierung von Unsicherheiten gewandelt wird, um der Überraschtheit des Individuums über Todesfälle im Einsatz und dem Ausreifen von Angst oder Trauer zur Einsatzunfähigkeit vorzubeugen. Die auftretenden Kontingenzen im Umgang mit Todesfällen werden auf die subjektive Wahrnehmung des Soldaten zurückgerechnet und genau dort auch wieder behoben: die Individualität des Soldaten wird vom Problem zur Lösung. Mit dem selbst erworbenen Wissen um das Nicht-Wissen, dem Bewusstwerden über eine kontingente Zukunft, zugleich aber auch der recht pragmatischen Einschränkung von Unbestimmtheiten durch psycho-edukative Techniken und sichtbare körperliche Reaktionen wird ein prinzipiell risikobewusstes Subjekt stilisiert, welches Möglichkeiten an der Hand hat, sich im Falle des Falles die eigenen Probleme und Krisen zumindest rational erklären zu können und not-

Z203f). Hier zeigt sich besonders schön, dass die Ausbildung nun mal keine politische ist und sich auf private Belange und die Individualität des Soldaten bezieht.

⁶² Die posttraumatische Belastungsstörung beschreibt sich laut DSM (Diagnostic and Statistic Manual of Mental Disorders)-IV-TR von 2003 als Stressreaktion, bei der Menschen unter dem beständigen Wiedererleben des traumatischen Ereignisses in Form von beispielsweise Rückblenden oder Albträumen leiden. Die an PTBS Leidenden erleben in Bezug auf ihre alltäglichen Erlebnisse eine emotionale Abgestumpftheit und fühlen sich von anderen Menschen entfremdet. Unter Umständen kann das emotionale Erleiden dieser psychischen Reaktion sich in einem Anstieg verschiedener Symptome wie Schlafproblemen, Schuldgefühlen, Konzentrationsschwierigkeiten und einer gesteigerten Schreckreaktion äußern, vgl. Gerrig/Zimbardo 2008: 475f; Biesold 2010; Fischer/Riedesser 2003).

⁶³ Hier sei auf das Arbeitspapier zum Thema *Belastungsmanagement* verwiesen. Dort werden psychoedukative Techniken wie die der ‚Zitronenübung‘ erklärt, bei der man sich mental vorstellen muss, eine Zitrone auszupressen und an dieser zu schlecken (ZinFü I/2005, Kap 23: 10). Zur Sprache kommt u.a. auch die Selbstanwendung der progressiven Muskelentspannung nach Jacobson.

falls Hilfe in Anspruch zu nehmen. Auf die Ausgangslage einer gewissen *Ethikkrise* durch die Verbundenheit des Soldaten mit seinem zivilen Umfeld wird in der Vorbereitung auf den Einsatz mit pragmatischen und zugleich erstaunlich individualisierten *Krisenethik* des Soldaten reagiert. Vergleicht man den militärischen Umgang mit dem politischen Diskurs, so wird auch hier die Krise – ob als gesamter Einsatz, worst case oder persönliche Belastung bis hin zum Trauma – sichtbar (enttabuisiert), benennbar (Angst, Trauer etc.), letztlich auch auf den einzelnen Soldaten zurechenbar. Trotzdem wird damit gerechnet, dass die Rechnung mit dieser Art (heroischem) Soldaten-Subjekt im Wissen um seine Krisen einsatzpraktisch betrachtet nicht unbedingt aufgeht. Für den Fall des Auftretens von persönlichen soldatischen Krisen ist ein Expertenteam als ‚Hilfe zur Selbsthilfe‘ an Ort und Stelle und ergreift professionelle Krisenmaßnahmen, wenn die Soldaten mit Tod und Verwundung im Einsatz konfrontiert sind.

4.3 „Auf Vordermann gebracht“⁶⁴: Professionelle Krisenethik

Laut medizinisch-psychologischem Rahmenkonzept der Bundeswehr wird zwar in Einsatzbegleitung und -nachbereitung primär auf die Eigenständigkeit, Kreativität und Flexibilität der Person gesetzt und auf *Selbst- und Kameradenhilfe* abgestellt (Vgl. Matyschok 2001: 108), allerdings von einem reibungslosen Funktionieren der ‚Selbstsorge‘ nicht in jedem Falle ausgegangen. Die individuellen Unsicherheiten und Probleme, denen sich der Soldat stellen muss, werden nicht mehr als Chance zum risikobewussten Umgang des gefährdeten Soldaten mit der Situation und Identitätsstiftung und Menschwerdung begriffen. Erkennbar wird das Bild des Soldaten, dessen Einsatzfähigkeit von seinen menschlichen Krisen überlagert wird. Präventiv stellt ein interdisziplinäres *psychosoziales Netzwerk* Sozialpädagogen, Psychologen, Ärzte, Peers und Seelsorger als zivile oder bundeswehrinternen Experten zur Verfügung, die ‚Hilfe zur Selbsthilfe‘ für den Einsatzalltag anbieten (Vgl. BMVg PSZ III 6/Fü San I 1 2007).

„was hilft dem Menschen? Hilft denen eine Tablette, hilft denen eine-, ein Strandurlaub, hilft denen- was hilft diesen Menschen? Ein hilfreiches Gespräch mit einer vertrauten Person zu führen.“ (I-IF2: 463f, 469f)

Seien es einsatzbedingte soziale Konflikte, trennungsbedingte Probleme mit den Angehörigen zuhause, berufliche Unterforderung oder Überbelastung, oder auch die Erfahrung von kulturellen Unterschieden, Leid, Armut sowie Konfrontation und der Kontakt mit Verwundeten, das Erleben von Unfällen oder die dauerhafte Belastungen und Angstempfinden durch Anschlagsgefahren: Unterschiedliche Gesprächsformen stehen im **Einsatzalltag** zur freien Nutzung zur Verfügung, um den aus den „Fugen geratenen“ Soldaten aufzufangen und ihm eine Auszeit vom soldatischen Alltag zu gewähren. In den Interviews wird besonders die eigene professionelle Rolle im Kontrast zu anderen Einsatzexperten betont: die Pfarrer begreifen sich als ‚Trumpf im Ärmel‘ (I-PF4: Z242) durch ihre explizit *nicht-militärische* Sonderrolle zur Schaffung von ‚geistlichen Oasen‘ (I-PF4: Z534f), die

⁶⁴ Die umgangssprachliche Redensart, etwas oder jemanden wieder auf „Vordermann“ zu bringen, entstammt abermals dem Militärjargon und beschreibt die ordentliche Ausrichtung in Reih und Glied, beispielsweise beim Appell oder Aufmarsch. Bezüglich des folgenden Kapitels wird darunter die Wiederherstellung eines widerstandsfähigen und funktionstüchtigen Soldaten verstanden, vgl. Duden 11/2002: 830.

Peers als ‚Gleiche unter Gleichen‘ (I-IF4: Z404) und Vertrauenspersonen auf gleicher Augenhöhe (Vgl. I-PE2: Z151f), die Psychologen wiederum als unverzichtbare militärische Fachkompetenz an der Seele (I-PS1: Z18f, I-PS2: Z133f)). Begleitende Einzelgespräche im Einsatzalltag werden als Reaktivierungsstützen für die Betroffenen beschrieben, in denen sich der Ansprechpartner über reine Professionalität hinaus in seiner Person zurücknimmt und auf das hört, was die Betroffenen ‚transportieren‘, um gemeinsam *mit* ihnen rein situativ die bestmögliche Lösung zu finden (I-PF1: Z98f, 108f, I-PF2: Z477-485, I-IF4: Z480-491).

„[...] ich kann keine Rezepte geben und ich kann auch keine Wunder vollbringen, aber ich denke, über Gespräche laufen dann gut, wenn Perspektiven entstehen. Wenn der Soldat dann in der Lage ist, einfach noch mal nachzudenken, so jetzt ist er alleine oder mit anderen noch mal andere Möglichkeiten hat, die Situation zu ändern.“ (I-PF3: Z186-190)

Um subjektive Wahrnehmungen und Reaktionen der Soldaten tatsächlich einschätzen zu können, wird daher in fast allen (sogar den psychologischen, v.a. aber den seelsorgerischen) Selbstbeschreibungen auf die eigene *Authentizität* verwiesen (I-PS1: Z125, I-PF5: Z382), die in letzter Instanz ermöglichen, jenseits des eigenen Fachwissens den alles entscheidenden Zugang zum *Menschen* im Soldaten zu legen, gerade auch dann, wenn der „Ernstfall“ eintritt.

Über die Alltagsbelastungen hinaus finden immer wieder als ‚kritisch‘ klassifizierte *critical incidents* statt. Es sind oftmals konkrete Ereignisse in Verbindung mit Tod, Verwundung, Leid und Zerstörung (die eingeübten *worst cases*: Selbstmordattentate, Anschläge, Geiselnahmen, Folter, Vergewaltigungen, Kampfhandlungen, Unfälle etc.), aber auch ‚banale Dinge‘ (I-PS1: Z262), die sich zu einem kritischen Fall aufsummieren und das Gefahrenpotential in sich tragen, nicht nur akute „normale“ Belastungsreaktionen bei den direkt oder indirekt beteiligten Soldaten hervorzurufen, sondern auch Langzeitbelastungen wie PTBS. (Vgl. Feller/Stade 2006) Der ausgerufene Ernstfall ist hierbei eigentlich nicht das kritische Ereignis selbst, sondern der Soldat. In solchen Fällen wird oftmals das psychosoziale Netzwerk in Gänze aktiv, um – jeder Professionelle in seiner Rolle – die organisatorische Kontrolle zu behalten, den Soldaten wieder auf „Vordermann zu bringen“.

Trotz aller Vorbereitung auf das Eintreten unvorhersehbarer Ereignisse löst insbesondere der **Todesfall** im Kameradenkreis Hilflosigkeit unter den Soldaten aus. Im Vergleich zur Fokussierung auf sehr zivile, kommunikative Verarbeitungsformen durch professionelle Gespräche im Alltag greifen gerade hier ganz klassische militärische Rituale: Fahnen werden symbolisch auf Halbmast gesetzt (I-PF4: Z105f), Gedenkgottesdienste (Vgl. I-PF3: Z218f) und würdevolle Abschiedszeremonien veranstaltet, um geordnet dem Soldaten die „letzte Ehre“ zu erweisen und organisatorische Sicherheiten zu vermitteln. Zugleich wird – auch durch das traditionelle Soldatenlied „Der gute Kamerad“ – über Formen der *Sichtbar- (oder auch Hörbar)machung* des Todesfalls ein Rahmen dafür geschaffen, ein ‚gesundes‘ Maß an Betroffenheit auszulösen, kollektive und kontrollierte Trauer in Gang zu setzen und damit Überraschungen von Traumatisierung, Angst und Depression zu vermeiden.

Um im Falle eines **critical incidents** neben der medizinischen auch psychologische Notfallversorgung für potentiell Traumatisierte zu leisten, müssen die fachlichen Kompetenzen klar abgesteckt

sein (Vgl. I-PS1): Nach eingehender Führungsberatung und psychologischer – allerdings nie nach vorgefertigtem Schema erfolgreicher! – Lagefeststellung durch den Psychologen, ob ein Notfall mit ‚Traumapotentia‘ vorliegt, schalten Kriseninterventionsteams (KITs) aus Mental Health Professionals (MHPs): moderierenden Psychologen oder Truppenärzten sowie psychologisch geschulten Peers als „door-opener“ durch ihren gleichem Berufsstatus (I-PE1: 28). Zeitnah werden Gruppengespräche mit allen direkt oder indirekt Betroffenen eingeleitet, um schnelles und praktikables Wissen über mögliche Folgeschäden – z.B. dissoziative Erscheinungen und *flashbacks* – zu vermitteln, den Grad der Traumatisierung über die bekannten Verhaltensauffälligkeiten bei Belastungs- und Angststörungen abzuwägen und schließlich im schlimmsten Falle den Einzelnen unverzüglich an den kurativen psychiatrischen Bereich der Bundeswehr weiterzuleiten.⁶⁵ So sehr sich hier insbesondere ein innerpsychologischer Disput bezüglich der ‚richtigen‘ *methodischen* Herangehensweisen⁶⁶ ausmachen lässt: angesichts der Komplexität und Intransparenz des subjektiven Empfindens sei ein professionelles Agieren und Einschreiten immer nur aus der jeweiligen Situation heraus und über das vorsichtige Ertasten und Erkunden biografischer Hintergründe und einsatzspezifischer Einflussvariablen sinnvoll. Erwähnung findet allerdings auch in den Interviews, dass eine gewisse ‚uniqueness‘ menschlicher Reaktionen vorliege (I-PE1: Z576f, 409f, 418f), die Professionellen im Umgang mit der Unterschiedlichkeit der soldatischen Krise Sicherheiten vermitteln, man könne ja nicht in den Menschen reingucken (Vgl. I-PE1: Z464f).

„Und unser Auftrag lautet ja eigentlich einfach immer: dem Betroffenen das Gefühl zu geben: Alles, was du jetzt erlebst, ist völlig normal. Du bist ein normaler Mensch, der normal reagiert auf eine nicht-normale Situation.“ (I-PE2: Z100-103)

Die *Normalität* der persönlichen Krise und der körperlichen Reaktionen werde als „Brücke“ in der Gesprächsführung gerne betont, da der Soldat nichts an sich ranlasse (Vgl. I-PE2: Z249, I-PS3: Z219f). Über die Anwendung von *Debriefings* (Vgl. Dyregrov 2008; Ferner/Willkomm 2002) zur gedanklichen Rekonstruktion des Ereignisses soll das Gefühl der mangelnden Kontrolle über das Ereignis bewusst aufgearbeitet und nachträglich behoben werden, während die psychoedukative Vermittlung von kognitiven Techniken (Vgl. I-PS2: Z1075f) ermöglichen soll, über „Contenance“ von außen selektiv auf die Geschichte zurückzugreifen und wieder Entscheider der Lage und des eigenen Denkens zu werden. In beiden Fällen wird darauf abgezielt, über das Ansprechen, die Verbalisierung von persönlichen psychischen Krisen und über die konkreten Anzeichen ein Bewusst-

⁶⁵ Es besteht für Soldaten auch die Möglichkeit, sich in unter fachlicher Betreuung in lagernahen *Recreationcentern* (Fü S I 4 2004: 9) zu erholen.

⁶⁶ Bezüglich der Verarbeitung von Stress und Belastungen nach einem kritischen Ereignis gehen die Meinungen stark auseinander. Die zwei großen ‚Schulen‘ richten sich nach den jeweiligen Autoren maßgeblicher Literatur zur Notfallpsychologie: das recht systematisch nach Phasen vorgehende *Critical Incident Stress Management* (CISM) nach Jeffrey T. Mitchell und George S. Everly auf der einen Seite (Everly/Mitchell 2002), wonach bestimmte Ereignisse nicht mehr durch individuelle Bewältigungstechniken der betroffenen Person verarbeitet werden können und strukturierter Gesprächsformen (*Defusing*, *Debriefing*, *Demobilization*, *One-to-One etc.*) bedürfen; auf der anderen Seite die Methoden zur Verarbeitung von Traumata durch Fischer und Riedesser (2003) und die frühzeitigen Ermittlung von Risikofaktoren zur Erkrankung an PTBS durch den Kölner Risiko Index (KRI), siehe: IKPP: KRI-Bw: Institut für klinische Psychologie und Psychotherapie (IKPP) des Psychologischen Dienstes der Bundeswehr: Kölner Risiko Index – Bundeswehr (KRI-Bw). Abrufbar unter <http://www.ikpp-bundeswehr.de/>. Letztes Abrufdatum: 29.10.2008. Hier wird vor allem darauf gesetzt, den Betroffenen kognitive Techniken zu vermitteln.

sein zu verfestigen, dass das Akzeptieren der eigenen Krise schon immer der richtige Schritt zu ihrer Überwindung ist. Da nicht abzuschätzen ist, wie erfolgversprechend diese Krisengespräche im Einzelfall tatsächlich sind, wird sich auf professioneller Seite krisenethisch auf einem schmalen Grat zwischen festgelegten Vorgehensweisen und professioneller Improvisation bewegt.

4.4 Auf schmale Grat mit Leib und Seele – ein militärisches Krisenfazit

Mittels Sichtbarkeiten (z.B. Trauerritualen), Semantiken (der Verbalisierung des Geschehens in Gesprächen) und Zurechenbarkeiten (Expertenteams) schaltet auch im Einsatz eine professionelle *Krisenethik*, die im Falle von Tod und Verwundung immer auch mit kritischen psychischen Gefahrenlagen rechnet – sozusagen einem soldatischen *Nicht-Umgehen-Können* mit Tod und Verwundung. Es werden Kommunikationsräume eröffnet, in dem der Soldat Krisen bewusst erfahren, zugleich aber diese in einem fachlich festgesteckten Rahmen verarbeiten soll, das Umgehen mit Tod und Verwundung nicht von vornherein können muss, aber genau dort als problematisch erfahren und zugleich *lernen soll*.

Zwar wird in der Vorbereitung auf den Einsatz auch eine Krisenethik im Umgang mit dem Thema durch die individuelle Vergegenwärtigung von Problemen erkennbar. Die hypothetischen Risiken avancieren jedoch zum probaten Mittel, um auf den Auslandseinsatz jenseits des Vorstellbaren und zivilen Alltags vorbereitet zu sein. Die Krise als Möglichkeit zur *soldatischen* Katharsis wird im Einsatz hingegen in ein *organisatorisches Problem* verkehrt, gegen die spezifische Krisenmaßnahmen ergriffen werden. Hier wird *mit der Krise gegen die Krise* gearbeitet. Das naturgemäße *Nicht-Umgehen-Können* des zivilen Soldaten nicht nur mit Ernstfällen, sondern auch mit seinen Belastungen wird als menschlicher „Normalfall“ kommuniziert, während gerade auch zivile Betreuungs- und Fürsorgeformen⁶⁷ in den militärischen Einsatzverlauf eingreifen. Hier wird nicht einfach Ziviles mit Militärischem vermischt, sondern ein kompatibles Ausgleichsverhältnis geschaffen. Möglicherweise lässt sich daraus eine Art *zivile Krisenbedürftigkeit* des Militärischen schlussfolgern: der gezielte Umgang mit Krisen wird als Problem und Lösung aus dem zivilen Bereich ins Militärische übersetzt und sogar z.T. entsprechendes Krisenpersonal rekrutiert. Das schlichtweg menschliche Problem Tod und Verwundung einfach macht Krisen im Einsatz militärisch handhabbar. Verglichen mit politischen Formen der Krisenethik zeigt sich auch hier: Ein *guter* und eben *militärischer* Umgang mit critical incidents kann nicht über eine gemeinsame Sinnggebung, sondern allein dadurch gewährleistet werden, dass Krisen als kommunizierte Krisen militärische Einsatzfähigkeit garantieren. Dazu müssen Rituale im Einsatz existieren, Professionelle zur ‚Krisenintervention‘ bereit stehen und sich eingestanden werden, dass die Krise in einer unnormalen Situation völlig normal ist.

⁶⁷ Kriseninterventionen, sogar nach den selben (CISM-)Prinzipien, erfolgen beispielsweise an anderen Berufsgruppen, die mit so genannten besonderen Ereignissen konfrontiert werden, wie beispielsweise die Feuerwehr, die Polizei oder die (zivile) Sanität. Immer wieder schimmert jedoch auch in den Interviews durch, dass besonders auch die Militärpfarrer in ihrer Arbeit oftmals keine großen Unterschiede zwischen zivilem Bereich und militärischem erkennen können bzw. dies auch bewusst nicht tun. Mensch sei ja nun mal Mensch.

5 „Ein Stück, das kein Theater spielen und kein Publikum sehen will“⁶⁸ – autobiografische Einsatzliteratur als soziologischer Forschungsgegenstand

In letzter Konsequenz bleibt zu erwähnen, dass das vorhergehende Kapitel zu Ethikkrisen und Krisenethiken im Einsatz aufgrund der eingeschränkten Datenlage lediglich die Sicht der *Experten* auf den Umgang der Bundeswehr mit der Thematik darstellt. In den Interviews und natürlich auch den Bundeswehrdokumenten entstand ein insgesamt recht positives Bild einer wenn auch konzeptuell krisenhaften, so doch vergleichsweise gut funktionierenden interdisziplinären Fürsorge für den Soldaten und einer angemessenen Vorbereitung auf den Eintritt von Tod und körperlicher wie auch seelischer Verwundung – ein Bild, welches sicherlich so nicht unbedingt von allen Beteiligten bzw. Betroffenen geteilt wird, wirft man einen Blick auf den letzten SZ Bericht vom 22.03.2011 von einer Veteranen-Tagung in Bad Boll, bei der massiv Kritik an der verletzen Fürsorgepflicht im Traumafall und dem Vertuschen und Verfälschen von PTBS-Fällen über schlechte Statistiken u.a. vom Traumazentrum geübt wurde. Wie die Sicht der Soldaten auf die Dinge ist, bleibt zugegebenermaßen also auch in diesem Beitrag ungeklärt. Statt nun weiter zur Befragung von Soldaten anzusetzen (und womöglich daran zu scheitern), soll ein alternativer Forschungsweg vorgestellt werden, der zwar keinen direkten Einblick in die Truppe gewinnt, aber doch neue Facetten der Thematik bereithält, indem bei dem vielfach bemängelten Desinteresse der Bevölkerung noch einmal angesetzt wird. Wie schon zuvor erwähnt, erfährt die Thematik Afghanistan – insbesondere durch tödliche Vorfälle, aber auch neuerdings wieder Skandalfotos der US-Soldaten – durchaus eine gewisse, vielleicht nicht breite, aber dennoch bemerkenswerte mediale Resonanz. Folgt man Kümmels Überlegungen, so ließe sich hinter der erstaunlicherweise nur schwach abklingenden Zustimmungsrates der eigentlich postheroisch eingeschätzten Bevölkerung zum Einsatz in Afghanistan statt schlichter Indifferenz ein ‚stockender, insgesamt aber durchaus anhaltenden Sozialisations- und Lernprozess‘ der deutschen Gesellschaft vermuten (Kümmel 2009). Doch woraus und inwiefern *lernt* die Bevölkerung mit Tod und Verwundung umzugehen? Und wie gestaltet sich eigentlich ein neuerer öffentlicher und vor allem auch massenmedialer Umgang mit der Thematik? Diese Frage stellt sich angesichts dessen, dass der inzwischen 10-jährige ISAF-Einsatz in Afghanistan inzwischen nicht mehr nur eine informationspolitische Medialisierung durch Nachrichten und Politdebatten erfährt, sondern auch in der Unterhaltungsbranche seinen (momentan noch) marginalen Platz findet. In den letzten Jahren wurden nicht nur Dokumentationen, sondern auch Spielfilme über Einsatzalltag und -gefahren und insbesondere auch die PTBS-Problematik im deutschen Fernsehen ausgestrahlt und erfreuten sich großer Popularität. Seit 2008 lässt sich auch ein belletristischer Trend hin zu autobio-

⁶⁸ So der Untertitel von Borcherts Drama „Draußen vor der Tür“. Unter dieses Motto wurde auch die letzte Veteranen-Tagung in Bad Boll gestellt, siehe SZ vom 22.03.2011: Allein mit dem Trauma. In Bad Boll trafen sich wütende Bundeswehr-Veteranen, S.15.

grafischer Einsatzliteratur von Soldaten nebst Erfahrungsberichten von einsatzbegleitenden Journalisten sowie fiktionalen Einsatzromanen verzeichnen.⁶⁹

Anhand einer empirischen Analyse der Inhalte aus und der Diskurse um literarisch verarbeitete Einsatzerfahrungen von Soldaten könnte beispielsweise aufgezeigt werden, ob und inwiefern der Wandel zivil-militärischer Beziehungen in der Bundeswehr und die hier beschriebenen Ethik Krisen und Krisenethiken in der Belletristik für ein Laienpublikum ihren direkten wie indirekten thematischen Niederschlag finden und gleichzeitig aber auch möglicherweise auf den zivil-militärischen Diskurs um die Einsätze der Bundeswehr zurückwirken. Vorerst lässt sich nur vermuten, dass soldatische Erzählungen sich auf unterschiedlichste Formen des subjektiven Erlebens von Krisen und ihrer Bewältigung durch den Soldaten beziehen und darüber zivil-militärische Beziehungen als Problematik aufscheinen lassen. Durch die Erzählungen, was „da draußen“ jenseits des Vorstellbaren passiert, scheint eine Schneise gezogen zwischen Einsatz und Zuhause, deutscher und afghanischer Kultur, Job und Lageralltag. In Rezensionen wird sich bisher ein ‚unzensurierter‘ authentischer Blick auf den Einsatzalltag der Soldaten als Kontrastprogramm zur vermuteten selektiven Darstellung in den Nachrichten und politischer Schönfärberei versprochen: auf ihre Gefühle, Ängste, Sehnsüchte und Krisen der Menschen, ihre Zweifel am Einsatz und an der Politik und ihre Fragen zu Tod und Töten sowie ihre Sicht auf die afghanische Kultur. Ob die Lektüre ein politisches oder kulturelles Publikum anspricht, mit der öffentlichen Meinung zum Einsatz verwoben wird, ob sie zu Kritik verleitet oder den Einsatz eher legitimiert oder allenfalls als reine Couchlektüre dient, beruht letztlich auf der Lesart des Rezipienten. Von Regierung und Bundeswehr werden die Bücherdiskurse zumindest mit zurückhaltender Skepsis verfolgt und Textpassagen z.T. auch öffentlich widerlegt. Statt mit versuchter Demontage verbunden zu werden scheinen allerdings gerade die subjektivierten und Authentizität vermittelnden Krisenerzählungen ein literarisches ‚zivi-les‘ Publikum dort abzuholen, wo man es durch ein allgemeines politisches Desinteresse am Einsatz verloren glaubte, denn, so das SZ Magazin im Einband zum im Februar 2011 veröffentlichten Buch „Feldpost – Briefe deutscher Soldaten aus Afghanistan“: „Wer könnte besser erklären, wie die Lage in Afghanistan ist, als die Männer und Frauen, die jeden Tag dort ihren Dienst tun?“. Soldatenliteratur könnte damit im selben Maße der Herstellung gesunder zivil-militärischer Verhältnisse dienlich sein, indem es die Erlebnisse des Soldaten „draußen vor der Tür“ (SZ vom 22.02.2011: 15) auf die Couch holt und Gedanken und Probleme „bildhaft und realitätsnah“ schildert – „Eine ferne Front ist plötzlich ganz nah.“ (SZ Magazin 2011).

⁶⁹ Eine der ersten autobiografischen Schilderungen aus Afghanistan bildet Achim Wohlgethans Buch „Endstation Kabul – Als deutscher Soldat in Afghanistan – ein Insiderbericht von (Wohlgethan 2008). „Kriegsbraut“ von Dirk Kurbjuweit (2011) ist momentan der jüngste veröffentlichte Kriegsroman.

- Ferner, Steffanie/Bernd Willkomm (2002): Psychologische Notfallhilfe: Positive Effekte des Debriefings. In: Deutsches Ärzteblatt, PP1 Okt. 2002, S. 464f, abgerufen am 29.10.2008 unter <http://www.aerzteblatt.de/v4/archiv/artikeldruck.asp?id=339567>.
- Fischer, Gottfried/Peter Riedesser (2003): Lehrbuch für Psychotraumatologie, 3. Aufl., Stuttgart: UTB.
- Gareis, Sven Bernhard (2005): Militärische Multinationalität. In: Ines- Nina Leonhardt/Jaqueline Werkner (Hrsg.): Einführung in die Militärsoziologie. Wiesbaden: VS Verlag. S. 157-175.
- Gareis, Sven Bernhard/Klein, Paul (2006a): Militär und Sozialwissenschaft – Anmerkungen zu einer ambivalenten Beziehung. In: Dies (Hrsg.): Handbuch Militär und Sozialwissenschaft. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag. S. 9-12.
- Gerrig, Richard J./Zimbardo, Philip G. (2008): Psychologie. 18. aktualisierte Ausgabe. München: Pearson Studium.
- Gill, Bernhard (2002): Organisierte Gewalt als ‚dunkle Seite‘ der Modernisierung. Vom nationalen Krieg zum transnationalen Terrorismus (Manuskript, S.1-20), in: Soziale Welt 53/2002, S. 49-65. Abrufbar unter http://www.lrz-muenchen.de/~Lehrstuhl_Beck/d/gill/publika/krieg_sw.pdf. Letztes Abrufdatum: 28.12.2008
- Glaser, Barney G./Anselm Strauss (2005): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung, 2. Auflage, Bern: Huber.
- Görltzer, Christel (2003): Trauerfeier, Memorial – Seelsorge im Todesfall, in: Evangelisches Kirchenamt für die Bundeswehr (Hrsg.), Für Ruhe in der Seele sorgen. Evangelische Militärpfarrer im Auslandseinsatz der Bundeswehr, Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, S: 105-110.
- Hamann, Rudolf (2000): Abschied vom Staatsbürger in Uniform. In: Beiträge zur Weiterentwicklung der Lehre 3/2000. Hamburg: Führungsakademie der Bundeswehr, S. 3-26.
- Inglehart, Ronald (1977): The Silent Revolution. Changing Values and Political Styles Among Western Publics. Princeton – New Jersey: Princeton University Press.
- Kaldor, Mary (2000): Neue und alte Kriege. Organisierte Gewalt im Zeitalter der Globalisierung. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Kernic, Franz (2001): Sozialwissenschaften und Militär. Eine kritische Analyse, 1. Auflage. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag.
- Kümmel, Gerhard (2009): ‚Gestorben wird immer‘!? Oder: Postheroismus, ‚Casualty Shyness‘ und die Deutschen. In: Uwe Hartmann/Claus von Rosen/Christian Walther (Hrsg.): Jahrbuch Innere Führung 2009. Die Rückkehr des Soldatischen. Hamburg: Miles Verlag, S.92-108.
- Kümmel, Gerhard/Nina Leonhard (2004): Casualty Shyness and Democracy in Germany, in: Zeitschrift Sicherheit und Frieden (S+F) Jg 22, Heft 3/2004. Abrufbar unter http://www.security-and-peace.de/archiv/PDF/2004-3/SuF_03_2004_3.pdf, letztes Abrufdatum: 21.02.2011.
- Kümmel, Gerhard/Nina Leonhard (2005): Death, the Military and Society. Casualties and Civil-Military Relations in Germany. SOW-Arbeitspapier Nr. 140. Strausberg: Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr.
- Kurbjuweit, Dirk (2011): Kriegbraut. Berlin: Rowohlt.
- Matyschok, Arthur (2001): Stressimpfungsprogramme in der Bundeswehr, in: Klaus J. Puzicha/Dieter Hansen/Wolfgang W. Weber (Hrsg.), Psychologie für Einsatz und Notfall. Internationale truppenpsychologische Erfahrungen mit Auslandseinsätzen, Unglücksfällen, Katastrophen, Bonn: Bernard & Graefe, S. 106-121.
- Moskos, Charles (1990): Streitkräfte in einer kriegsfreien Gesellschaft, in: Sicherheit und Frieden (S+F) 8/2, S. 110-112.
- Münkler, Herfried (2002): Die neuen Kriege, Reinbek/Hamburg: Rowohlt.
- Münkler, Herfried (2004): Die neuen Kriege. Kriege haben ihre Gestalt fundamental verändert. In: Bürger im Staat 54/4, S. 179-184. Abrufbar unter

www.friedenspaedagogik.org/content/download/1813/8771/file/muenkler.pdf. Letztes Abrufdatum: 14.02.2011.

- Münkler, Herfried (2006): Die postheroische Gesellschaft und ihre jüngste Herausforderung, Kapitel 16. In: Ders.: Der Wandel des Krieges. Von der Symmetrie zur Asymmetrie, Weilerswist: Velbrück Verlag, S. 310-354.
- Naumann, Klaus (2008): Einsatz ohne Ziel? Die Politikbedürftigkeit des Militärischen. 1. Auflage. Hamburg: Hamburger Edition.
- Royl, Wolfgang (2005): Soldat sein mit Leib und Seele. Der Kämpfer als existenzielles Leitbild einer Berufarmee, in: Sabine Collmer/Gerhard Kümmel (2005): Ein Job wie jeder andere? Zum Selbst- und Berufsverständnis von Soldaten. Baden-Baden: Nomos, S. 9-22.
- Siegenthaler, Urban (2002): Die Rolle des Soldaten. Gestern – Heute – Morgen, Vortrag bei der Wissenschaftskommission des Bundesministeriums für Landesverteidigung (BMLV) Österreichs März 2002 in Graz. Abrufbar unter http://www.bmlv.gv.at/pdf_pool/publikationen/siegenth.pdf. Letztes Abrufdatum: 11.11.2008.
- Schmidt-Ahmad, Fabian (2005): Der Militärdienst im allgemeinen Individualisierungsprozess. Anmerkungen zur Wehrpflichtdebatte, in: Ulrich vom Hagen/Björn Kilian (Hrsg.): Perspektiven der Inneren Führung. Zur gesellschaftlichen Integration der Bundeswehr. Berlin: Berliner Wissenschaftsverlag, S. 110-130.
- Shaw, Martin (1991): Post-Military Society. Militarism, Demilitarization and War at the End of the Twentieth Century. Philadelphia: Temple University Press.
- SZ Magazin (Hrsg.) (2011): Feldpost. Briefe deutscher Soldaten aus Afghanistan. Berlin: Rowohlt.
- Szvircev Tresch, Tibor (2005): Europas Streitkräfte im Wandel: Von der Wehrpflichtarmee zur Freiwilligenstreitkraft – Eine empirische Untersuchung europäischer Streitkräfte 1975-2003 (Dissertation). Abrufbar unter <http://www.dissertationen.unizh.ch/2005/szvircevtresch/diss.pdf>. Letztes Abrufdatum: 22.12.2008
- Weber, Max (1992 [1919]): Politik als Beruf. Ditzingen: Reclam.
- Werkner, Ines- Jacqueline (2004): Die Wehrpflicht – Teil der politischen Kultur der Bundesrepublik Deutschland? In: Dies (Hrsg.): Die Wehrpflicht und ihre Hintergründe. Sozialwissenschaftliche Beiträge zur aktuellen Debatte. 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag, S. 155-177.
- Wohlgethan, Achim (2008): Endstation Kabul. Als deutscher Soldat in Afghanistan – ein Insiderbericht. 3. Auflage. Berlin: Econ.

6.2 Bundeswehrmaterialien

- BMVg PSZ III 6/Fü San I 1 2007: Bundesministerium der Verteidigung (BMVg) PSZ III 6/Fü San I 1 (2007): Presseinformation: Einsatzbezogene Betreuungs-/Fürsorge-/Behandlungsmaßnahmen. Stand März 2007, Bonn.
- Fü S I 2004: Bundesministerium der Verteidigung (BMVg), Führungsstab der Streitkräfte I (Fü S I) (2004): Rahmenkonzept zur Bewältigung psychischer Belastungen von Soldaten, 1. Auflage vom 22. März 2004, Bonn.
- MedPsychStressKonBw 2004: Bundesministerium der Verteidigung (BMVg) PSZ III/Fü San I 1 (2004): Medizinisch-Psychologisches Stresskonzept der Bundeswehr.
- VPR 2003: Bundesministerium der Verteidigung (BMVg) (2003): Verteidigungspolitische Richtlinien (VPR) für den Geschäftsbereich des Bundesministers der Verteidigung, Berlin.
- Weißbuch 2006: Weißbuch zur Sicherheitspolitik Deutschlands und zur Zukunft der Bundeswehr, hrsg. BMVg, Neuauflage 2006, Berlin.
- ZDv 10/1: Bundesministerium der Verteidigung (BMVg), Führungsstab der Streitkräfte I 4 (Fü S I 4) (2008): Zentrale Dienstvorschrift (ZDv) 10/1: Innere Führung. Selbstverständnis und Führungskultur der Bundeswehr.
- ZInFü 2/96: Zentrum Innere Führung (ZInFü) (2/96): Umgang mit Tod und Verwundung im Einsatz, Arbeitspapier, Koblenz-Strausberg: Zentrum Innere Führung.
- ZInFü I/2005: Zentrum Innere Führung (ZInFü) (I/2005): Belastungsmanagement. Belastung und ihre Bewältigung im Frieden und im Einsatz, Ausbildungshilfe Menschenführung, Koblenz-Strausberg: Zentrum Innere Führung.
- ZInFü 1/2008: Zentrum Innere Führung (ZInFü) (1/2008): Wir sind zurück. Das Einsatznachbereitungsseminar, Koblenz-Strausberg: Zentrum Innere Führung.
- Zum Thema 2007/3: Tod und Verwundung, Ausgabe Nr. 3/2007, abgerufen am 28.12.2008 unter www.militaerseelsorge.bundeswehr.de.